

# **Archiv der Gossner Mission**

**im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin**



Signatur

**Gossner\_G 1\_0835**

Aktenzeichen

ohne

## **Titel**

Gossner Mission und erster Weltkrieg. Sammlung von Artikeln aus "Die Biene auf dem Missionsfelde"

Band

Laufzeit

1914 - 1917

## **Enthält**

"Mission und Krieg", "Die Gossnersche Mission und der gegenwärtige Krieg", 1914, beide ohne Verf.; □□ Kausch, H.: "Der große Lehrmeister von heute" 1915; Foertsch, K.: "Weltkrieg und Weltmission" 1915; "Kriegsmitleiden" 1917, ohne Verf. (ausgewählte Drucks

Digitalisiert/Verfilmt 2009 von Mikro-Univers GmbH

**Archiv Gossner Mission**

**G1-835**

**Gossner Mission und erster Weltkrieg. Sammlung von Artikeln aus „Die Biene auf dem Missionsfelde“. 1914-1917**

Kopien aus „Die Biene auf dem Missionsfelde“ 1914-1917,

„Mission und Krieg“,

„Die Gossnersche Mission und der gegenwärtige Krieg“, 1914, beide ohne Verf.;

Kausch, H.: „Der große Lehrmeister von heute“ 1915;

Foertsch, K.: „Weltkrieg und Weltmission“ 1915;

„Kriegsmitleiden“ 1917, ohne Verf.

as uns auch vor Kälte schützen sollte, ein Bettdecken, Laken und Kopfkissen onnten wir uns denken. In der gegenüberliegenden Ecke der Hütte bi-  
satierten Herr Dager und Herr Evans  
uch neben einem Nachtfeuer. Sie  
atten keine Moskitoneze, und deshalb  
waren sie noch schlimmer dran als  
wir. Den anderen war ein solches  
sachtlos nichts Neues, aber ich als  
deuling wußte kaum, was ich mit  
em Bett anfangen oder wie ich mich  
rauslegen sollte. Hatte ich den Kopf  
uf das sogenannte Kopfkissen gelegt,  
ann reichte mir die Bettstelle nur  
is an die Knie. Ich dachte zunächst,  
ir hätten aus Versehen ein Kinder-  
ett erwischt, doch Herr Good ver-  
cherte mir, daß alle Bulubetten von  
erselben Güte seien. Gerne hätte ich  
s verlängert, aber das Material fehlte  
azu. Eine solche Verbesserung wollte  
inmal ein amerikanischer Missionar  
uch vornehmen, es ist ihm da-  
ei aber schlecht ergangen. Von der  
euerstelle nahm er einen Holzlobo-  
nd legte ihn am Fußende seiner  
bettstelle so, daß das Moskitonez  
och das Holz berührte. Nach einigen  
ugenblicken, als er sich gerade auf  
er Bettstelle bequem gemacht hatte,  
uckte er flüchten — sein Moskitonez  
rannte. Er hatte zu seinem Unglück  
icht bemerkt, daß das Holz noch im  
sinnen war. — Dasselbe Experiment  
ollte ich nicht auch machen. Ich ver-

suchte es auf eine andere Weise, ließ  
den Kopf über das „Kopfkissen“ hängen,  
hernach auch die Füße über das gegen-  
überliegende „Kopfkissen“, es war aber  
nicht zum Aushalten. Bald lag ich  
auf der linken, bald auf der rechten  
Seite, aber trotz aller meiner Be-  
mühungen fand ich es nicht heraus,  
wie man sich auf einem Negerbett zu  
verhalten habe. Ueberall drückten die  
Palmrippen ganz entsetzlich. Trotz der  
großen Müdigkeit habe ich höchstens  
eine halbe Stunde geschlafen. Sehn-  
süchtig wartete ich auf den Morgen,  
um den Ort der Qual verlassen zu  
können. Um vier Uhr, als mir schon  
die Augen zu stark von dem Rauch  
schmerzten, da verließ ich mein Lager  
und somit auch die Hütte. Lebhaft  
mußte ich dabei an meine Militärzeit  
denken, wie ich einmal im Manöver  
unter der Krippe meines Pferdes  
schlafen mußte. Aber jedenfalls habe  
ich dort angenehmer geruht als  
hier. Das Negerbett hatte ich nun  
genügend studiert, nur war ich dar-  
über noch nicht im klaren, ob ich je  
damit werde Freundschaft schließen  
können. Die übrige Zeit brachte ich  
im Freien zu. Nach 6 Uhr wurde es  
allmählich hell. Die andern, die besser  
geschlafen hatten als ich, standen auch  
auf, und wir machten uns sofort fertig  
und fuhren weiter. Nach zwei Stun-  
den erreichten wir unsere Träger und  
besamen nun auch Frühstück.

### Nachrichten.

1. Missionar Alexander ist am 31. Mai  
lädlich in Kribi (Kamerun) angekommen,  
on Br. Froese mit dem Dampfer abgeholt.  
2. Der Raja von Jaspur hat endlich  
en Vorhaltungen und Witten Bruder  
ohns II nachgegeben und seine Einwil-  
gung zum Bau eines Wohnhauses defi-  
v gegeben, so daß nach nicht allzulanger  
zeit ein Gossner'scher Missionar in einem  
uf Kosten des Rajas erbauten Bungalow  
ird wohnen können. Ist das auch nicht  
as Ziel unserer Wünsche, so ist es doch  
m Fortschritt in der Missionsgeschichte  
as Jaspur, der mit Freuden begrüßt

werden muß. Jedenfalls wollen wir hoffen  
und bitten, daß nicht dem Worte des Rajas  
diesmal, wie leider so oft schon, die Ent-  
täuschung auf dem Fuße folge, sondern daß  
nunmehr sein „Königswort“ eine zuver-  
lässige Brücke sei.

3. Niesche in Japan. Eine Ueber-  
scheidung von Niesches Werken wird angen-  
blicklich in Japan von Anhängern des Neu-  
Buddhismus besorgt. Der Zweck der Ueber-  
scheidung ist angeblich der, durch die Kenntnis  
und Verbreitung von Niesches Lehren  
dem Buddhismus im Kampf gegen das  
Christentum in Japan gute Dienste zu leisten.

Verantwortlicher Redakteur: Missionsdirektor Kaufsch, Berlin-Friedenau, Sandbergstr. 19, 20.  
Verlag der Buchhandlung der Gossner'schen Mission, Berlin-Friedenau. Der Jahrgang kostet 1,25 M.  
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Billeßen), Berlin C. 19, Wallstr. 17/18.

hat die f  
rigkeit

# Die Biene auf dem Missionsfelde.

Monatsblatt der Gossner'schen Missionsgesellschaft.

Nummer 9.

Berlin-Friedenau, September 1914.

81. Jahrg.

## Mission und Krieg.

Längst erwartet, aber schließlich un-  
vermutet schnell hereingebrochen, ist der  
„Europäische Krieg“ nun graue Wirk-  
lichkeit geworden. Nicht mit Unrecht  
sprechen viele schon von einem „Welt-  
kriege“. Jedenfalls sind bereits drei  
Erdbteile in dieses furchtbare Kriegs-  
ringen hineingezogen. Die meisten betei-  
ligten Großstaaten haben Kolonien. Es ist  
ohne weiteres klar, daß diese mit zum  
Kriegsschauplatz gehören, wenn auch  
ihr endgiltiges Schicksal von den Er-  
gebnissen der Schlachten in Europa ab-  
hängen wird.

Für die Mission ist das schmerz-  
lichste und folgenschwerste Ereignis das  
Eintreten Englands in die Reihe un-  
serer Feinde. Wir haben hier nicht  
hohe Politik zu treiben. Aber als  
Christen und Missionsfreunde haben  
wir uns zu fragen, was unter den  
jetzigen äußerst ernsten und schwierigen  
Zeitläuften zu tun unseres Amtes ist.

Zunächst haben wir, wie jedermann,  
dem Kaiser zu geben, was des Kaisers  
ist. In großartiger Einmütigkeit steht  
unser ganzes deutsches Volk hinter  
seinem Herzog, d. h. seinem obersten  
Heerführer, der uns die Vertöppelung  
von Volk und Vaterland ist. Er rief,  
und alle, alle kamen. Willig und freudig  
geben wir ihm Gut und Blut, Wehr

Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,  
und Gott was Gottes ist! Matth. 21, 22.

und Waffe, unsere Gebete und unsere  
Segnungen. Seine Sache ist unsere  
Sache; sein Sieg unser Sieg. Christen  
sind immer auch gute Patrioten ge-  
wesen — und auch gute Soldaten, wie  
keiner öfter betont hat, als unser Kaiser  
selbst.

Dem Kaiser jetzt sein Bestes zu  
geben, gebietet nicht nur die Pflicht der  
Treue und des Gehorsams, der aus-  
richtigen Zuneigung und Liebe. Auch  
der, der bar wäre dieser heiligen Ge-  
fühle, müßte schon aus Gründen der  
Klugheit dem Kaiser geben, was des  
Kaisers ist. Es geht um Deutschlands  
Sein oder Nichtsein. Deutschlands Wohl  
ist aller Deutschen Wohl. Steigt Deutsch-  
land, werden auch alle deutschen Frie-  
denswerke blühen, ja sie könnten, zu-  
mal auch die äußeren Missionen, sogar  
zu ungeahnter Entfaltung kommen.  
O gäbe es der gnädige Gott! Würde  
dagegen Deutschland fallen, so entstände  
nicht zum wenigsten auch sämtlichen deut-  
schen Missionen unberechenbarer Scha-  
den. Wie entschieden hat sich noch im  
vorigen Jahre unser Kaiser zur Segens-  
arbeit der Weidenmission bekannt! Die  
Nationalspende von 3 1/2 Millionen Mark  
für diesen Zweck war ihm unter den  
vielen Freuden seines Regierungsjubi-  
läums eine der höchsten. Er ist der



Schutzherr der „Deutschen Evangelischen Missionshilfe“ geworden. Wir erstehen den Sieg unseres Kaisers und seiner tapferen Truppen, daß wir unter seinem Schutz und Schirm ein geruhiges und stilles Leben führen möchten, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit zur freien und fröhlichen Betätigung aller Liebeswerke, auch der Heidenmission.

Geben wir also dem Kaiser, was des Kaisers ist!

„Und Gott, was Gottes ist“, sagt der Herr. Denken wir doch ja nicht, daß eins das andere ausschließt, daß hier ein Gegensatz vorliegt! Nicht „Aber“, sagt der Herr, sondern „Und“. Jedem das Seine, das gilt hier. Beides mit einander verbunden soll der Christ zu zu leisten suchen: Kaisertreue und Gottes-treue, keines ohne das andre. Um beim Größten zu bleiben, so weist der Herr uns an, ebenso Staatssteuern und Wehrbeitrag ohne Murren zu zahlen, wie auch Kirchensteuern und Missionsbeiträge. Und sie werden es auch können, die Christen, die da wissen, daß Gott nie unaussführbare Gebote gibt.

Es versteht sich von selbst, daß in diesen Tagen größter Erregung die Mission in den Hintergrund tritt, wo das bedrohte Vaterland von Feinden ringsum belagert wird. Es gilt jetzt eben den Nächsten zu lieben und das Nächste. Man würde es einfach nicht verstehen, wenn die Mission sich in diesen Tagen irgendwie hervordrängen wollte. Aber andererseits darf ihr ihr bescheidenes Teil Speise auch nicht vorenthalten werden. In dem allergrößten Kampfe, in dem wider die Finsternis, haben unsere Missionare und Missionarinnen jahrelang treu gestanden. Meistens hat die große Masse ihr stilles Heldentum nicht beachtet. Ungehört haben sie ihre Pflicht getan als Vertreter der christlichen Ge-

samtgemeinde, die Salz der Erde und Licht der Welt sein soll. Und wir sollten sie und ihre Arbeit, zu der uns der Herr aller Herren und der König aller Könige aufgerufen hat, im Stiche lassen? Sind wir von Gott Erleuchtete, so müssen wir auch angesichts des gegenwärtigen Krieges, selbst wenn er zu einem Krieg aller gegen alle ausarten sollte, weiter denken, müssen mitten im Kriegsgetöse den Frieden zu schaffen suchen und die Werke des Friedens fördern, trotzdem und trotzdem. Denn die Erde ist des Herrn, und sein Reich ist nicht von dieser Welt. „Gebet Gott, was Gottes ist“. Wir wollen nicht klagen, wenn der Missionsgaben weniger werden; aber aufhören dürfen sie nicht. Wir wollen und müssen unsern Betrieb einschränken. Aber wir dürfen und können Gottes Sache nicht verraten. Fahnenflucht ist schimpflich. Die Kreuzes-fahne der Mission wegworfen wollen, wäre mindestens gleicher Schimpf.

Schon jetzt beweisen uns verschiedene Zuschriften, daß noch viele so denken wie wir. Sie bezeugen es mit Wort und Tat, daß die Mission nicht vergessen werden dürfe, gerade jetzt nicht, wo sie in ganz besondere Not geraten ist. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“. So tragen also die Christen doppelte Last! Allerdings. Aber, wo man jetzt so oft wiederholen hört „Viel Feind, viel Ehr“, jetzt, wo man in treffender Wendung des „Deutschland, Deutschland über alles“, „Alles, alles über Deutschland“ gesagt hat, jetzt müssen wir als Christen auch sprechen: „Viel Last, viel Lust“. Unsere doppelte Bürde ist auch doppelte Würde. Wir dienen dem irdischen Vaterland und dem himmlischen, weil wir Bürger zweier Welten sind.

## Die Gossnersche Mission und der gegenwärtige Krieg.

Mit sorgenvoller Teilnahme werden alle unsere Freunde fragen, wie es denn gerade um unsere Mission bestellt ist

in diesen Tagen der Spannungen und Entladungen? Der weltgeschichtliche Sturm, der über die Lande dahibraust,

erschüttert auch den Baum unsrer Arbeit in allen Blättern, Zweigen und Ästen bis an seinen Wurzeln.

Die bisherige Verbindung mit unsern Missionsfeldern am Ganges, unter den Kols, in Assam, und auch in Kamerun, ist bis auf weiteres völlig abgeschnitten. Wie es zur Zeit unsern deutschen Missionsgeschwistern ergeht, — wir wissen es nicht. Mit Fleiß haben wir gesucht, uns auf Umwegen dennoch mit ihnen in Verbindung zu setzen. Bisher ist es nicht gelungen. Können wir augenblicklich auf unmittelbarem Wege ihnen keine Briefe, keine Karten, keine Telegramme senden, so noch viel weniger Pakete oder gar die üblichen großen Weihnachtskisten. Es wäre jetzt gerade die Zeit ihrer Absendung gewesen. Nun muß alles in der „Lagerstube“ lagern in Hoffnung besserer Zeiten, und für die persönlichen Bedürfnisse der Missionare und ihrer Familien kann nichts mehr zur Weiterbeförderung angenommen werden. Nur die Arbeiten der Nähvereine sind weiter sehr erwünscht und werden mit Dank, wie bisher, empfangen werden. Was aber die Missionsgeschwister selbst anbelangt, so bleibt uns zur Zeit nichts anderes übrig, als sie, die an unsrer Statt draußen in der Heidenwelt auf Vorposten stehen, in täglichem ernstem Gebete der Barmherzigkeit Gottes und der Unterstützung ihrer Gemeinden, oder auch etwaiger noch draußen befindlicher vermögender Deutschen, oder auch Angehöriger anderer Nationen zu empfehlen, die über ihren nationalen Pflichten die der christlichen Bruderliebe nicht verabsäumen wollen. Für unsre heidenschristlichen Gemeinden steht aber eine Zeit der Prüfung und Sichtung bevor, wie sie noch nicht dagewesen ist. Betet für die jungen Christen, teure Missionsfreunde, daß sie im Glauben standhalten und sich dadurch nicht irre machen lassen, daß die sogenannten christlichen Völker Europas so erbittert auf Tod und Leben wider einander streiten! Es ist nicht daran zu zweifeln, daß alle unserer Arbeit feindlich gesinnten Elemente im

Heidentum mit wahrer Höllelust die Gelegenheit benutzen werden, schwache Seelen zum Abfall von der Kirche und zum Rückfall ins heidnische Wesen zu verführen.

Und wie sieht's bei uns in unserm Hauptquartier aus, in unserm Missions-hause in Friedenau? Alle unsere Jüglinge sind zu den Waffen gerufen oder haben sich freiwillig gestellt. Bis auf einen, der aber auch täglich weggerufen werden kann, sind schon alle fort. Der Betrieb des Missionsseminars mußte daher völlig eingestellt werden. Alle dadurch freigewordenen Räume sind zu Lazarettzwecken bereitgestellt. Opferwillige Kräfte der Friedenauer Kirchengemeinde haben die innere Einrichtung (etwa 45 Betten einschließlich derer, die das Missionshaus stellen konnte) geliefert und werden auch für den weiteren Betrieb des Lazarets sorgen, so daß der Mission daraus keine Unkosten erwachsen. Von sieben z. B. in der Heimat befindlichen Missionaren ist einer eingezogen, drei sind landsturmpflichtig. Von den drei Inspektoren sind zwei landsturmpflichtig. Von den andern zwölf Herren des Kuratoriums sind zwei landsturmpflichtig.

Am Abend des 3. August hielten wir im Ghsale des Missionshauses eine Kriegssitzung. Der Ansprache des Direktors lag der 35. Psalm zu Grunde. Dann wurden im Gebet auf den Knie die noch im Hause befindlichen, aber zum Ausmarsch bereitstehenden Missionsjüglinge dem Schutze des Herrn der Heerscharen befohlen.

Am 6. August hielt unser Kuratorium eine außerordentliche Sitzung, sozusagen eine Kriegssitzung, in der eingehend unsere gesamte Lage, wie sie durch den Krieg geworden ist, beraten wurde.

Endlich erwähnen wir noch, daß Geh. Konf.-Rat Dr. Conrad, unser Vorsitzender, das erste Kriegsbüchlein hat erscheinen lassen: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Für unser kämpfen des Heer. (Berlin 1914. Verlag von W. Warneck, 15 Pfg., von 50 Exempl. ab 10 Pfg. Zu beziehen auch durch unsere

Buchhandlung). Wir empfehlen diese geistliche Stärkung herzlich zur Mitgabe an die Ausziehenden und zur Sendung an die schon vor dem Feinde Stehenden. Auch der Krieger lebt nicht vom Brote allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. (Vgl. auch unter „Nachrichten“ 1-3.)

## Der Idealismus in der indischen Frauenvelt.

Von der Geburt bis zur Verbrennung.

Von Missionar Karl Beckmann in Hazaribagh.

Das Leben als Hausfrau.\*)

Für die Stellung der jungen Frau in der neuen Verwandtschaft ist es bezeichnend, daß, wenn der Bräutigam das Haus seiner Eltern zur Hochzeit verläßt, seine Mutter ihn fragt: „Nun, mein Sohn, wo gehst Du hin?“ Er antwortet darauf: „Ich will Dir eine Dienerin, eine Magd in Dein Haus holen“.

Nach der Hochzeitsfeierlichkeit geht gewöhnlich die Kindfrau für einige Wochen zu ihrer Schwiegermutter. Man möchte sich kennen lernen. Da sie noch ein Kind ist, sieht sie ihren Mann in den höheren Schichten des Volkes nur selten. Sie wird dann auch bald wieder von ihrem Vater in sein Haus zurückgeholt. Dort bleibt sie bis zu ihrer Volljährigkeit, d. h. in diesem Lande bis zum zehnten oder zwölften Jahr. Dann findet die Schlusshochzeit statt. Hüben und drüben werden wieder Feste gegeben; aber diesmal hat alles mehr den Charakter einer engeren Familienfeier. Darnach wird sie noch dem Hause ihres Mannes gebracht, wo sie nun dauernd bleibt.

In ihrem neuen Heim ist es weniger der Mann, als vielmehr dessen Mutter, von der ihr Glück und ihre Zufriedenheit abhängt. Sie nimmt ihren ganzen Hochzeitschmuck, den sie sich so sehr erwünscht hatte, und an dem ihr Herz so ganz hängt, in ihre Verwahrung, denn es ist ja die Mitgift für ihren Sohn. Von ihrer Freundschaft hängt es ab, wann und wie oft die junge Frau ihn wieder wird tragen dürfen.

den. Auch der Krieger lebt nicht vom Brote allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. (Vgl. auch unter „Nachrichten“ 1-3.)

Eine liebe und gütige Schwiegermutter zu bekommen, ist ihr sehnlichster Wunsch. Voller Sorge sieht sie ihrer Zukunft entgegen. Ob sie ein Recht hat sich davor zu fürchten? Vielleicht ist es hier ebenso wenig berechtigt wie daheim in Deutschland. Ich fand Schwiegermütter immer besonders reizend zu ihren Schwiegertöchtern und Söhnen! Etwas Sorge scheint bei den Hindus berechtigt zu sein. Denn wenn die jungverheiratete Tochter des Hauses sich zu viel erlaubt, so genügt ein Hinweis auf eine sofortige Ueber-siedelung in das Haus ihrer Schwiegermutter, sie still und gehorsam zu machen. Das wirkt wie eine Kaltwasserbrause. Es gibt eine Reihe von Liedern, die gerne von den Frauen gesungen werden; in ihnen werden die Götter angefleht, sich ihrer doch zu erbarmen, die Schwiegermutter sei doch zu gütig, und sie würden sicher Abhilfe schaffen können. —

In den nächsten Jahren nach der Endhochzeit lebt die junge Frau bald bei ihren Eltern, bald bei denen ihres Mannes. Das ist Liebe auf Grund der Freundschaft zwischen den beiden Elternpaaren, oft aber ist der Grund auch Zwietracht. Sie hat vielleicht von ihrem Mann die erste handgreifliche Bekehrung über den Begriff Gehorsam bekommen, darauf ist sie dann ohne lange Ueberlegung fortgelaufen. Vielleicht auch war die Schwiegermutter etwas scharf; der Sohn hatte ihr ja die „Magd“ in das Haus gebracht.

\*) Vgl. Nr. 3, S. 89 ff. „Die Kindheit“ und Nr. 6, S. 86 ff. „Die Eheschließung“.

Sie wird wiedergeholt, dabei verspricht die neue Verwandtschaft, in Zukunft fein säuberlich mit dem Töchterlein, die inzwischen zur Jungfrau heranblüht, umzugehen. Ein oder zweimal fortlaufen gehört auch zu den Anstandsregeln; die ihr nachgehende Mannesliebe soll dabei auf die Probe gestellt werden. Dieses Hinundher hört auf, sobald die Mutterpflichten in Sicht kommen. Man söhnt sich mit der Göttin des Glüdes aus, auch wenn das Los nicht aufs Liebliche gefallen ist.

Der Gipfel des Ideals einer Indierin ist die Mutterschaft! Das Leben einer kinderlosen Frau ist außerordentlich beklagenswert. Während ihre Schwestern und Freundinnen sich mit ihren Kindern tummeln, daß Räume und Höfe von Spiel und Klang widerhallen, liegt schmerzliches Verlangen, das sich nicht selten in scheelen Reid verwandelt, wie eine erwürgende Last auf ihrer Jugendliebe. Das Glück, das sie so sehr ersehnt hatte, nämlich Frau zu sein, die Frau eines Mannes, droht in die Brüche zu gehen. — Während wirklichen, echtes Mutterglück, wie wir es bereits gesehen haben, die Herzen ihrer Mitgeschwestern erfüllt, und sie jubeln und frohlocken läßt, daß sie das Ver-nichten ihrer Individualität, die Gottvater auch in ihr Wesen gesenkt hat, vergißt, frist der Gram sich tief in das Herz der Kinderlosen. Sie sorgt und sinnt über die Vorschriften des Vidhata (der Gott des Schicksals), um dann wieder heiß und überschwänglich die Schutzgöttin der Kinder anzuflehen, damit sie sich ihrer erbarme.

Was ist dieses in Unwissenheit und Schwachhaftigkeit versinkende, eingeengte Vegetieren in den oberen Klassen des Volkes, was in den unteren Kreisen mit ihrem lasttierähnlichen Mühen und Placken von morgens früh bis abends spät, ohne Kinder? Es hat ihnen so gar keinen Sinn. Der Wert ist ihnen unter Null. Das ganze Leben ist ihnen hohl, ja es ist ihnen eine Farce, ohne Mutterschaft. Wie oft ist es für sie sittenloses Sichauflösen! Für eine

Indierin heißt es: dem Mauerblümchen den seltenen Sonnenstrahl ganz zu bannen.

Kinderlose Ehen bleiben auch selten bestehen, einerlei ob der Mann über-reich oder unterarm sei, sie bedeuten Scheidung, oder in den meisten Fällen die so sehr gefürchtete Nebenfrau. Auf Grund meiner Forschungen in einzelnen Dörfern, ganz abgesehen von den Städten, in ganz verschiedenen Provinzen, möchte ich bezweifeln, daß es in diesem Abermillionenvolk eine kinder-lose, intakte Ehe gäbe. Ich habe nur bei christlichen Hindus solche Ehen glücklich und zufrieden gesehen, aber auch nur da, wo Gottes Geist die Herzen tief umgestaltet und neu gebildet hatte. Wo Glaube, Liebe und Arbeit einen Ersatz bieten und das Leben auch ohne Kinder harmonisch und lebenswert, reich und beglückend machen.

Der Opfer und Gebete sind viele, um obiges Ziel zu erreichen. Hier mögen zwei Arten angeführt werden, die jedermann zu erheben Gelegenheit hat. Dort ist ein großes Opferfest verbunden mit einem Jahrmarkt. Auf dem weiten, ebenen Platz entwickelt sich ein reges Leben, denn Tausende von Männern, Frauen und Kindern kommen von allen Seiten mit ihren Opfertieren, Gaben und Blumen herangezogen. Bald sind die Schreine und Opferstätten von vielen Menschen umgeben, die kommen und gehen. Unter den verschiedenen Gruppen fällt uns eine auf, die nur aus Frauen und Mädchen besteht. Viele zarte, ernste Kindergesichter sind darunter. Alle blicken auf den riesigen Schrein in der Mitte, der von einem mit Blumen reichlich geschmückten Laubdach überwölbt ist. Dort sitzen zwei Priester; und alle jene Frauen, Jungfrauen und Mädchen sind gekommen, um durch ihre Opfer und Gaben Mutter zu werden. Klein und groß sind verheiratet, der rote Strich auf der Stirne sagt es uns. Vor den Priestern befindet sich das Sinnbild der Göttin Saiti. Es ist bei dieser Gelegenheit ein Stein, der



der Erdenkinder nach seinem Ermessen zu, wie viele Kriege, wie viele Friedensjahre sie haben sollen, wie er seinem heiligen Kinde Jesus auch das Maß der Leiden und der Freuden bestimmt hatte.

Darum schöpfen wir die Kraft, alles zu ertragen, was da kommen mag, aus der Gewissheit: Wir stehen in einem Geschehen, das Gott gewirkt hat. Und weil er über den Tagen der Weltgeschichte waltet mit all ihrem Inhalt, geschieht auch alles, wie Paulus sagt, „um eurentwillen.“

Der Apostel war vielfach krank gewesen. Auch schwere Nöte und Gefahren aller Art hatten ihn angegriffen und manchmal zur Stille gezwungen. Da schärft er seiner Korinthischen Gemeinde ein, daß auch solche Erlebnisse wie für ihn, so auch für seine Christen ihr Gutes hätten: „Es geschieht alles um eurentwillen.“ Selbst wenn sich die Sterblichkeit seines armen Leibes so recht fühlbar mache, werde desto heller die Kraft des Lebens Christi an ihm offenbar. So werde Christus in jedem Falle verkündet, und nicht zum mindesten dann, wenn über seine Knechte Trübsale kommen.

Halten wir das fest auch für die Schicksale des Jahres 1915. Der Herr will uns mit ihnen nicht zermalmen, sondern durch sie fördern. Sicherlich, vieles wird geschehen, was wir nicht wünschten. Vieles, was wir wünschten, wird zwar geschehen, aber es wird anders geschehen, als wir es wünschten. Und alle Einzelheiten des Geschehens sind uns verborgen. Aber alles wird geschehen um unsern Willen.

Mit solchem Trost gegürtet, wollen wir aufs neue den Wanderstab ergreifen. Wir werden, so wir leben, nach zwölf Monaten vom Gange unseres Lebens und dem der Völker mehr wissen, als heute. Manche Hoffnung wird vielleicht zu Grabe getragen sein. Oder aber unerwartete Segnungen können aufsprühen. „Es gehe, wie es gehe, dein Vater in der Höhe, der weiß zu allen Sachen Rat.“

Was wird also werden? Unter allen Umständen wird der Wille Gottes werden, und was geschieht, es wird sich zeigen früher oder später, es war „um unsern Willen.“

## Der große Lehrmeister von heute.

Von Missionsdirektor H. Rausch.

1.

Der große Lehrmeister von heute, das ist der Krieg. Seine Schulstube der Erdenkinder. Seine Schüler die Völker. Seine Unterrichtsweise die lebendige Anschauung in gewaltigen Bildern. Seine Sprache wie der Donner, so vernehmbar, so furchtbar. Niemand kann sich seiner Lehrmacht entziehen. Er übt einen unvergleichlichen Schulzwang aus. Und wehe dem, der überhören wollte, was dieser scharfe Erzieher unseren Zeitgenossen zu sagen hat! Denn er hat die Berufungsurkunde zu seinem Lehrgeschäft von dem höchsten Herrn erhalten, und in dessen Namen ruft er hinaus in alle Lande: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“

Und erstaunlich, wie er in allen Fächern beschlagen ist! Wo ist ein Gegenstand, in dem er nicht zu unter-

richten versteht? Geschichte und Geographie, Weltweisheit und Menschenkunde, Medizin und Mathematik, nichts fehlt. Ja, auch „Religion“, auch „Bibelkunde“, auch „Missionslehre“ gehört zu seinen Fähigkeiten. Wohlan, wandern wir hindurch durch die Hochschule dieses wahren Universal-Doktors aller Fakultäten und hospitieren wir ein wenig in seinen Stunden! Es möchte für uns manch ein stiller Lebensweisheit abfallen, das wir für später werden gebrauchen können. Denn auch über dieser „Kriegsschule“ steht die alte goldene Inschrift: „Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir.“

Das Bornehmste, das uns der Krieg zu Gemüte führt, scheint mir, ist die Abhängigkeit des Menschen von höheren Mächten, schließlich von Gott dem Herrn.

Wer hat dieses Ungeheurre, unter dessen Schwergewicht wir gebeugt sind, herbeigeführt? Die regierenden Häupter, das steht von jedem unter ihnen fest, haben den Krieg nicht gewünscht, nicht gewollt. Auch die leitenden Staatsmänner nicht. So viel Gewissen hatten sie noch alle, daß sie sich nicht der unsagbar großen Verantwortung bewußt gewesen wären. Ebenso waren die Völker, wenn man darunter die Masse der ehrbaren und arbeitssamen Bürger und Bauern versteht, durchaus dem Bruch des Friedens abhold. Wohl gab es in manchen Ländern kriegsbegeisternde Elemente, genährt von einer gewissen Presse, der ohne Zweifel ein großer Teil der Schuld am Weltkriege beizumessen ist, einer Presse, die planvoll das Vertrauen von Volk zu Volk untergrub. Es gab da und dort kriegsklüsternde, abenteuerliche Leute, denen der bisherige Zustand einfach zu langweilig war, die nach großen Taten dürstete, solche, denen alle Klugheit in dem Saie gipfelte, daß der Krieg aller Dinge Vater sei. Aber es waren das nur kleine Kreise. Vor allem hatte die deutsche Armee, mit ihren Offizieren in über vier Jahrzehnten seit dem letzten Kriege geradezu glänzend bewiesen, welche straffe Zucht verhaltener Kraft ihnen inne wohne, welche Höhe der Selbstbeherrschung bei aller Selbstbehauptung. In jedem Falle genügt der Hinweis auf die etwaigen an Zahl doch verhältnismäßig sehr geringen Kriegstreiber ganz und gar nicht, das Entstehen des Weltkrieges zu erklären. Am wenigstens ist es angängig, einen Einzelnen, oder auch nur Einzelne zu Sündenböden zu machen für alles, was da kam. Denn wenn auch alle Seiten ihre stark hervortretenden Einzelpersönlichkeiten haben, in denen die Bewegungen des Tages, gute und böse, verkörpert zu sein scheinen, so bleibt doch wahr, daß es nicht Morgen wird, weil der Hahn kräht, sondern der Hahn kräht, weil es Morgen wird. „Du glaubst zu schießen, und du wirst geschoben“, das gilt vor allem von denen, die von der breiten Öffentlichkeit als

die Führer angesehen oder allgemein verehrt werden. Auch sie sind und bleiben abhängige Menschen.

Alles Irdische hat vielmehr jenseitige Ursachen. Die Menschenlein drehen die Erde nicht, auf der sie wohnen. So machen sie auch ihre eigene Geschichte nur zum Teil selbst. Sie, die nicht wissen, was morgen sein wird, sie, deren Leben ein Rauch ist und ein Nebel, sie haben sich nicht in der Gewalt, sie können letzten Endes weder über Krieg noch über Frieden verfügen. Jedes Kind weiß, daß alle Kriege, mehr oder weniger, mit der Verteilung der Menschen über gewisse Länder zusammenhängen. Und so bahnen sich gewiß auch jetzt große Verschiebungen unter den Völkern an, große Veränderungen der Landkarte, die noch nicht abzusehen sind. Aber gerade hiervon hat der Apostel in seiner weltgeschichtlichen Predigt zu Athen gesagt: „Gott hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lange (zeitlich) und wie weit (räumlich) sie (die einzelnen Menschheitsgruppen) wohnen sollten.“

So müssen wir vollen Ernst mit der Tatsache machen, daß ein allmächtiger, heiliger und gerechter Wille Menschen und Völker in seiner Hand hat, sie nach seinen, uns oft verhüllten Gedanken hin- und herbewegt, und durch sie verwirklicht, was er sich vorgelegt hat. Luther hat sich nicht getraut, hierfür das Bild zu gebrauchen: „Gott hat ein schön, herrlich und sehr stark Kartenspiel von eitel mächtigen, großen Herren als Kaiser, Königen, Fürsten usw. zusammengelesen; schlägt einen mit dem andern. Das ist unseres Herrn Gottes Regiment, wie Maria im Magnifikat singet: Deposuit potentes.“ (Luk. 1, 52).

Sind denn die höchsten Herren der Erde nur Gottes ganz geringe Untertanen, was ist es denn um unser Raten und Taten, um unser Rechnen und Planmachen? Hatte man vor dem Kriege nicht oft den Eindruck, als wolle sich der menschliche Hochmut schier über-

schlagen? Ansprüche und Einbildungen kannten kaum noch eine Grenze. „Unsre Ringe soll überhand nehmen, uns gebühret zu reden, wer ist unser Herr!“ Mit diesen Worten des 12. Psalms kennzeichnete sich Stimmung und Grundverfassung des Zeitgeistes. Es war dem Menschen nicht genug, vor seinem Schöpfer und Erhalter ein Mensch zu sein. Er trachtete nach dem Uebermenschen und rühmte sich, es erreicht zu haben. Wie ein Welter schlug da der Krieg uns Emporkömmlinge und Vernegroße zu Boden, machte uns klar, daß wir vor dem Tode und vor dem Schicksal, das über uns verhängt wird, Nichts sind, auf die Gnade dessen angewiesen, der sie aus dem Nichts ins Sein gerufen hatte.

Aber „wir Christen“ waren doch wohl demütige Leute? Je nun, wir haben grundfänglich die Herrschaft Gottes über uns anerkannt. Wie schwer würde man sich verfühnen, wollte man alle die treuen Bekenner bloß für „Herr, Herr-Sager“ erklären! In vieler Herzen, nicht bloß auf den Lippen, stand geschrieben: „Ach, ich bin viel zu wenig, zu rühmen seinen Ruhm, der Herr allein ist König, ich eine welcke Blume.“ Daß an Gottes Segen nicht nur „etwas“, nicht nur „viel“, sondern „alles“ gelegen sei, war uns gerade beim Missionswerke, da man mehr wie sonstwo seine völlige Abhängigkeit von der Kraft aus der Höhe fühlen muß, tiefe Glaubensüberzeugung. Allein, haben wir bei dem vielen Wirken nach außen nicht denn doch den menschlichen Faktor in der Mission gegenüber dem göttlichen (nicht in der Theorie, aber praktisch) hinten angestellt? Man versuchte, die Erde unter die Missionsgesellschaften aufzuteilen, man schuf ein Netz feiner und künstlicher Verbindungen der Missionskräfte in den Heimatländern und auf den Arbeitsfeldern. Es wurde viel gesagt, viel verhandelt, großartige Pläne für die Zukunft des gesamten evangelischen Missionslebens waren im Entwurf fertig. Mit Hochdruck wurde allenthalben die Werbetätigkeit betrieben. Es

war der Strom der Zeit, der auch die Freunde und beruflichen Arbeiter der Mission mächtig mit forttrieb, sich mehr zu rühren als bisher. Die Großmacht „Presse“ wurde nach Gebühr unvergleichlich kräftiger als früher für die heilige Sache der Mission ausgenutzt. Ueberall hoffnungsvolle Anzeichen neuen Aufschwungs! Wer wollte in all diesem Tun das bedeutende Maß missionarischen Pflichtbewußtseins verkennen, den Eifer, dem Herrn zu dienen, sein Testament an die Menschheit zu vollstrecken! Und nun kommt grausam der Krieg, zerlegt unsre geistlichen Schlachtpläne, zerreißt die Fäden christbrüderlicher Verständigung zwischen den einzelnen Ländern der alten Christenheit, und überläßt einer vielleicht fernen Zukunft, was aus den guten Samenkömern unsrer Arbeit, unsrer neuartigen Bestrebungen werden soll! Ist es nicht so, als wollte uns Gott der Allmächtige durch seinen starken Boten Krieg sagen: „Seht, ihr Missionsleute, ich gebrauche euch wohl, wie es Mir beliebt, aber ich brauche euch nicht. Es ist Mir gleich, mit viel oder mit wenig zu helfen. Ein einziger Meiner Knechte kann Mir wie ein Heer gelten; und ein ganzes Heer von Arbeitern hat Mir unter Umständen wenig Wert. Auch über die Zeit, da etwas für Mein Reich geschehen soll, führe ich Meine eigene Rechnung. Beschließet einen Rat und werde nichts draus. Beredet euch, und es bestehe nicht.“ So läßt wohl schon jetzt der Krieg uns die Erkenntnis reifen, daß manches, was „Im Namen Gottes“ oder als ein „Gott will es!“ unternommen ward, doch nicht von Gott war, oder nicht in einer ihm wohlgefälligen Weise begonnen und betrieben ward. Gott nimmt es besonders genau mit denen, die Ihn auf ihre Fahne geschrieben haben, und die wirklich oder vorgeblich sein Werk vertreten. Noch heute, und immerdar, fängt das Gericht an am Hause Gottes. In manchem werden wir nach dem Kriege von vorne, und zwar recht bescheiden, wieder anfangen müssen, nachdem wir das Nötige gelernt haben von dem

großen Lehrmeister, der so erschütternd das erste aller Gebote verkündet: „Ich bin Gott und keiner mehr. Ich lasse meine Ehre keinem andern. Mir sollen sich alle Kniee beugen.“

Kann sich darum die Mission gar nicht genug abhängig machen von ihrem Herrn und seinem Geist, ebenso im großen Ganzen wie bis hinein in die Einzelheiten ihrer Tätigkeit, so zeigt uns andererseits der Krieg, daß wiederum gerade die Mission nicht einer falschen Abhängigkeit ausgeliefert werden darf.

In Liebe zur Heimat, zum Vaterland, zum deutschen Reich, zum Deutschtum mit seinen so reichen Gaben und Kräften wollen wir uns von niemandem überbieten lassen. Wir sind vollständig davon durchdrungen, daß eine Niederlage unseres Volkes auch von unberechenbarem Schaden wäre für die Weiterführung unserer deutschen Missionen, sowie umgekehrt, daß ein nationaler Aufschwung auch die deutschen Missionen zu neuer Blüte heben könnte. Wir haben daher auch als Vertreter der Mission Recht und Pflicht, für den Sieg der deutschen Waffen zu beten, und besonders auch für die Befreiung unsrer vom Feinde genommenen oder besetzten Kolonialgebiete. Nach wie vor halten wir daran fest, daß es ein gesunder Gedanke ist, deutsche Missionare in das größere Uebersee-Deutschland zu schicken, so mit die deutschen Heiden, besonders in Afrika mit seinen gewaltigen Aufgaben, zu Christenmenschen zu machen. Keinesfalls aber darf darum die Mission vernationalisiert werden. Wenn der Weltkrieg etwas deutlich erwiesen hat, so ist es dies: wie es doch beschaffen ist mit der Sicherheit der Reiche dieser Welt! Diese Reiche kommen und gehen. Ihre Gebiete gehören heute dieser, morgen jener Macht. Soll und kann die Mission diese Wechsel im Besitz und Eigentum mitmachen? Allerdings könnte es geschehen, daß die Weltlage für eine gewisse Zeit oder dauernd die Mission aus einem Lande vertriebe. Es könnte

ein Volk so an den Rand des Abgrundes kommen, daß für die weitere Mission eben dieses Volkes die persönlichen und die finanziellen Kräfte fehlten. Es könnte sich der Massenhaß, der Massenhaß so steigern, daß keine größere Begeisterung für Werke allgemeiner Menschenliebe zu erreichen wäre, wie der Herr sagt: „Weil die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird die Liebe in vielen erkalten.“ Es könnten sich die Nationen, auch nach dem „Frieden“, in fortglühendem Groll so gegeneinander abschließen, daß man nur den eigenen Volks- und Staatsgenossen Gutes gönnte, nach dem Wort des Bergpredigers: „So ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich tut, was tut ihr Sonderliches? Nun nicht die Zöllner auch also?“ Das wären aber beklagenswerte, entsetzliche Zustände, und wenn jemand, dann wären gerade die Christen dazu da, ihnen entgegen zu wirken. Nun und nimmer aber darf man den Grundsatz aufstellen: „Deutsche Missionen nur für deutsche Gebiete!“ Wohin man damit käme, würde allein schon das gegenwärtige Geschick der Kolonie Togo begreiflich machen. In der Welt, ist die christliche Mission, doch nicht von der Welt. In bestimmten Staaten lebend, und deren Los in Freud und Leid vielfach teilend, steht und fällt doch nicht Gottes Reich und seine irdischen Provinzen und Kolonien mit diesen Staaten. Sollte sich die evangelische Mission von der römisch-katholischen Kirche im Hochhalten der Ueberstaatlichkeit (Internationalität) des Christentums beschämen lassen? Sollte einfach preisgegeben werden, was Gott lange vor der Gründung des neuen Deutschen Reiches durch deutsche Christenboten in anderen Ländern Großes getan hat? Wäre das Treue? Wäre das der Dank für jahrzehntelange, wunderbare Durchhelfen Gottes? Wäre das die fürsorgende Liebe, die wir der uns auch als Frucht vieler Gebete geschenkten jungen Heidenchristenheit noch weiter schuldig sind? Behren wir uns also gegen Anschauungen, die dem oder



jenem vielleicht patriotisch erscheinen möchten, die aber dem Grundgedanken christlichen Glaubens und Liebens zuwider sind. Lassen wir das nicht verknechtet werden unter das Wesen dieser Welt, was aus anderen Regionen stammt und zu anderen Regionen führt.

Etwas anderes ist, was wir in Zukunft tatsächlich werden tun können. Aber das lassen wir Gottes Sorge sein. Er wird auch seine Mission recht führen, wie zuvor. Er weiß die Stunden, wo er in ein Saat- oder Erntefeld ruft; er ruft auch seine Knechte in eine andere Weinbergsarbeit, wenn der bisherige Weinberg entweder die gewollte Frucht gebracht hat, — oder nur Heerlinge, so daß er weiterer Arbeit nicht mehr wert. Aber die offenbaren Segensstätten evangelischer Mission, sie, da sich Gottes Erbarmen mit der Sünderwelt besonders verherrlicht hat, sie müssen gehalten werden, solange es der Herr selbst nicht verhindert! Stolz schlug unser Herz, als deutsche Selben auf

fernsten Posten für Pflichterfüllung einstanden „bis zum Aeußersten.“ Die Ehre deutschen Namens erforderte es, so hieß es mit Recht. Man scheute nicht die Opfer an Gut und Blut. Nur eine Trümmerslätte nach tapferster Verteidigung wollte man dem habgierigen Gegner ausliefern. Nun, erfordert die Ehre unseres Heilandes, die Kreuze gegen Sein Werk etwa weniger Hingebung, weniger Mut, weniger Geduld? Sollen wir mit nichts dir nichts die Christusfahne herunterholen lassen, wo sie mit noch viel größeren Opfern aufgespant war, bloß weil die politische Zeitlage der Gegensätze unter den Völkern so voll ist? Nein, abhängig von Gott, will die Mission möglichst unabhängig erhalten bleiben von dem Auf und Ab im Völkerringen, und mit dem Apostel dürfen wir unsere Stellung dahin bestimmen: „Dieweil wir empfangen ein unbewegliches Reich, haben wir Gnade, durch welche wir sollen Gott dienen, Ihm zu gefallen, mit Zucht und Furcht.“ (Hebr. 12, 28).

## Unsere indischen Feinde.

Von Missionar F. Graetisch.

Zum ersten Male im Laufe der Weltgeschichte haben indische Truppen europäischen Boden betreten, um in diesem gewaltigen Völkerringen als unsere Feinde am Kampfe teilzunehmen. Ungläubig haben wohl viele, und besonders die, die Indien kennen, die Köpfe geschüttelt, als es hieß, daß Transportschiffe mit indischen Soldaten an Bord, im roten Meere gesehen worden sind. Und doch ist es Wahrheit geworden! Unsere tapfern Truppen werden bereits mit ihren indischen Gegnern die Waffen gekreuzt haben, und bald wird es sich zeigen, ob die Hoffnungen, die die Engländer auf sie gesetzt haben, sich erfüllen werden.

Von all den exotischen Truppen, die gegen uns mobil gemacht worden sind, ist der Inder wohl der würdigste Gegner. Der gewöhnliche Inder ist ein friedliebender Mann, dem nichts ferner

liegt, als das „Soldat spielen“. Einzelnen Völkern aber liegt die Lust am Kriegshandwerk im Blute. Ihre Könige beherrschten das Land schon in grauer Vorzeit, mächtige Reiche gründend und märchenhafte Pracht entfaltend. Durch allerlei Mittel hat England in den letzten zwei Jahrhunderten diese Reiche unterworfen, oder sie wenigstens tributpflichtig gemacht. Der Glanz ist verschwunden. Ihr Reichthum hat den englischen Sädel gefüllt. Gewaltige Ruinen zeugen von längst verschwundener Pracht, und aus den Söhnen jener Krieger, die schon gegen Alexander den Großen gekämpft haben, rekrutiert jetzt England seine indischen Söldnerheere. Die hervorragendsten Regimenter sind die der Sikhs, Rajputs, Pathans und Gurkhas, und diese nehmen auch nach dem Berichte der Zeitungen am Kampfe teil.

## Die Sikhs.

Die Wort „Sikh“ ist die korruptierte Form von „sisshya“ (Schüler) und zeigt, in welcher Abhängigkeit von ihren „Gurus“ (Lehrern) die Sikhs in allen Zeiten gelebt haben. Sie bewohnen den Panjab, und der ganze Stamm zählt etwas über 2 Millionen Seelen. Ihre Sprache, das Panjabi, ist dem Hindi nahe verwandt, und ihre Schriftzeichen, Gurumukhi genannt, sind nur eine Abart der Sanskritschrift. Die Sikhs sind ein großer, schlanker Menschengeschlecht, mit heller Hautfarbe und intelligenten Gesichtern.

Der Gründer dieses Geschlechtes ist Nanak, der im Jahre 1462 geboren wurde. Seine Absicht war, die Hindus und Mohammedaner zu vereinigen. Bei den Lehren aber fand er wenig Anklang, weil seine Lehre zu pantheistisch war, und er als Hauptmittel zur Erlösung die Anrufung des Gottes Hari hinstellte. Heute sind sie fast ganz Hindus geworden. Ihr zehnter Guru, Gobind, machte die Sikhs zu einer Nation von Kriegerern. Die Kaste wurde verworfen, und jeder fügte „Singh“ (Löwe) zu seinem Namen hinzu. Als kriegerische Abzeichen sollten sie langes Haar, ein Schwert und kurze Beinkleider tragen.

Nam Singh, ein Guru späterer Zeit, hat viel zur moralischen Hebung der Sikhs beigetragen. Seine Nachfolger beobachteten besonders 10 Gebote, 5 positive und 5 negative. Die positiven sind: Kara, Kach, Karpal, Ranghi und Kes = eiserner Schmuck, kurze Hosen (im Gegensatz zur allgemeingebrauchlichen Dhoti, die mehr einem Frauenrock ähnelt), eiserne Waffen, Kamm und Haar. Die Bedeutung ist, daß sie nicht weidlich (weiblich) sein sollen, nicht rauchen, und immer fertig zum Kampfe.

Die negativen Gebote heißen: Narimmar, Kurlimmar, Sri-Katta, Sunnei-Katta, Dhiri-Mafia, d. h. nicht rauchen, nicht die Töchter töten, keinen Umgang haben mit denen, die das Haar scheeren, noch mit Beschneideten, noch mit den Anhängern des Guru von Ratarpur. Das Religionsbuch der Sikhs ist das Adi-

granth. Obgleich sie stolz sind, keine Götzenanbeter zu sein, wird dieses Buch doch wie ein Idol verehrt und behandelt. Es wird angezogen, geschmückt, zu Bett gebracht etc. In der Verehrung der Rituale sind die Sikhs noch strenger als die Hindus.

Ihre religiösen Gebräuche bestehen zum großen Teile aus Neußerlichkeiten. Jeder ist verpflichtet, die Japji oder Guru-Mantra, bestehend aus 40 Strophen oder Doppelzeilen, an jedem Morgen herzusagen.

Ein intelligenter Sikh rühmte sich einst seines Schatzes guter Werke, den er sich auf folgende Weise erworben hatte: Er machte eine Pilgerreise zu einem heiligen Brunnen bei Amritsar. 85 Stufen führen zum Wasser hinab. Er stieg hinunter und badete im heiligen Wasser, stieg eine Stufe hinauf, sagte die vorerwähnten Japjis, stieg die Stufe hinab, badete wieder und stieg zwei Stufen hinauf, betete wieder die Japjis, stieg hinab, badete, und stieg dann drei Stufen hinauf. Dies tat er solange, bis er oben anlangte. 85 mal hatte er gebetet und 85 mal seine Gebete gesprochen. Die ganze Uebung dauerte 14 Stunden. Von dem erworbenen Schatz glaubte er sein ganzes Leben lang zehren zu können. Bei der Unterwerfung Indiens, waren die Sikhs die bedeutendsten Feinde der Engländer. Jetzt rekrutiert England aus ihnen seine besten Soldaten. Bei dem großen Militäraufstande 1857 sind viele Sikhregimenter treugeblieben. Was soldatische Eigenschaften und Tugenden anbelangt, so steht

## der Rajput

in keiner Weise hinter dem Sikh zurück. Seiner Abstammung nach ist er der edlere. Sein Geschlecht hat viele und bedeutende Fürsten hervorgebracht. Sie sind die Bewohner von Rajputana. Ihre Sprache ist Hindi. Es gibt etwa 70 Millionen Rajputs. Nur ein kleiner Teil von Rajputana ist unter direkter englischer Herrschaft. Der Rest ist in 18 Staaten eingetheilt, die von eingeborenen Rajas regiert werden. Stolz



Dasein, für die Wahrhaftigkeit seines Wesens und seines Wortes.

So haben später die Juden den Herrn selbst gefragt: „Was sollen wir tun, daß wir Gottes Werke wirken?“ Und er hat geantwortet: „Das ist Gottes Werk, daß ihr glaubet an den, den er gesandt hat!“ Man kann somit Gott keinen größeren Gefallen tun, keine größere Liebe erweisen, als zunächst einmal, und dann immer wieder, an Ihn zu glauben.

Großartige Gelegenheiten bietet der Krieg den Christen, diesen ihren, und nur ihnen eigentümlichen „Gottesbeweis“ zu liefern, der weit hinausreicht über die bekannten „wissenschaftlichen Gottesbeweise“. Wie für den guten Arzt der gut und gründlich geheilte Patient die beste Empfehlung ist, so der Gläubige für seinen Gott, für seines Gottes Kraft und Gnade, Liebe und Treue. Es ist erhebend und trostreich zu sehen, wie viele ganz greifbare, leibhaftige Beweise für Gott jetzt auf den Schlachtfeldern in Ost und West, zu Lande und zu Wasser, aufgestanden sind. Wie die Blumen im Frühling,

so sind sie hervorgekommen aus unsern Gemeinden, diese Zeugen für unsern Glauben. Daß ihre Zahl so groß sein würde, haben wohl nur wenige vermutet. Man sieht, daß unter dem schwarzen Boden Gottes Saat nur geschlummert hatte. Wir dürfen nach dem, was wir erlebt haben, jetzt nicht mehr daran zweifeln, daß die „kleine Herde“ doch viel, viel größer ist, als unser Kleinglaube sie geschätzt hatte.

Durch ihr Leben, Weiden und Sterben leisten unsere heldenhaftigen christlichen Krieger aber nicht nur Gott den Dienst, daß sie seine Wahrhaftigkeit beweisen. Auch uns den Zurückgebliebenen, den Ueberlebenden dienen sie zur Aufrichtung und Erhebung unseres Glaubens. Es kann ja auch nicht anders sein: Das Tun für Gott ist stets auch ein Tun für Gottes Kinder. „Und dies Gebot haben wir von ihm“, sagt der Evangelist Johannes, „daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe.“ Damit verkärzt sich nur unser Gottesbeweis zu einer doppelten Schnur, die nicht reißt, die hält, was sie verspricht.

## Der große Lehrmeister von heute.

Von Missionsdirektor H. Kausch.

2.

Als Schicksal, Schidung haben wir den Krieg kennen gelernt. Damit ist aber ein anderes nicht aufgehoben, nämlich: daß er auch Schuld ist, Menschenschuld, Gesamtschuld. Nicht umsonst hatten wir Alle bei seinem Beginn das Gefühl, es müsse nicht nur ein Landes-Vettag, sondern auch ein Landes-Bußtag gehalten werden. Und so erlebten wir damals nicht bloß Hilfe und Sieg, sondern auch Vergebung von unseren und unseres ganzen Volkes in langen Jahren aufgehäuften Sünden, mochten wir auch, was die unmittelbare Veranlassung zum Kriege anbetraf, mit reinem Gewissen das Schwert aus der Scheide ziehen. Ist der Krieg also beides: gesendet von oben, verschuldet von unten,

so ist er mit einem Wort: Gottesgeißel, Gotteszüchtigung, Gottesstrafe.

Welchen Rückschluß aber müssen wir ziehen auf den Zustand der europäischen Völker, auf das tiefste Wesen der Menschennatur, wenn der ewige Vater es für nötig befand, solche Plage, solchen Würgengel, solch ein Riesennegativ, das tausend Arten von allerlei Unglück in sich schließt, über uns zu verhängen? Der Krieg ist ein Wahrheitspiegel, der uns mit erschreckender Klarheit zeigt, wie wir gestaltet sind.

Die Lehre der Schrift über den gesunkenen Menschen war immer mehr verbunkelt worden. Wohl, der Mensch war schwach, unvollkommen, verbesserungsbedürftig. Aber mit den Mitteln

neuzeitlicher Wissenschaft, Kunst und Erziehung wollte man ihn schon heben. Diese Mittel schienen ja auch gut anzuschlagen. Der Mensch wurde, so behaupteten doch viele, immer menschlicher. Die sozialen Bestrebungen fielen auf guten Boden. Die trennenden Schranken der Stände, der Völker fielen zusehends. Ein tiefes Friedensbedürfnis ging durch die Länder. Die Nationen streckten sich die Hände entgegen. Wir hatten Weltkongresse, Weltausstellungen, Weltverbündungsfeiern. Allerdings wurden diese Versuche, sich zu finden, sich zu verstehen, von manchen ernsten Männern belächelt, oder gar als schwärmerisch verworfen. Aber doch steckte, wenn auch keineswegs in all diesen Unternehmungen, so doch in manchen von ihnen ein berechtigter Kern. Galt denn nicht das Wort des Herrn: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen?“ und das des Apostels: „Ist es möglich, soviel an euch ist, habt mit allen Menschen Frieden?“ Jetzt freilich, wo Kämpfe ohne Gleichen toben, ist die Kritik an jenen friedlichen Eroberungen billig genug. Aber darum ist eine Sache noch nicht falsch, weil sie für den Augenblick geachtet ist. Und dennoch hatten in einem Stücke die Bedenklichen, die Warner recht. Nicht das was man tat zur gegenseitigen Annäherung der Menschen, der Christen, war schon in jedem Fall von vornherein verkehrt, verwerflich, sondern was man von solchem Tun erwartete. Daß viele Friedensfreunde erwarteten, sie würden mit ihrem Ruf „Die Waffen nieder!“ die Kriege aus der Welt schaffen; daß so viele christliche Friedensmänner glaubten, die tiefen religiösen, christlichen, kirchlichen Gegensätze würden durch ihre Versammlungen oder Flugschriften überbrückt, verglicht, beseitigt werden, das war das Schwärmerische an der Sache! Daß man, trotz Kant und Schopenhauer, so schlecht die sich gleichbleibende menschliche Natur kannte; daß auch solche, die der Schrift Meister sein wollten, so vergessen konnten, was das Wort Gottes vom

menschlichen Herzen sagt, das noch heute dasselbe ist, wie vor Tausenden von Jahren, und was daher dasselbe Wort Gottes auch sagt von der Menschheit bis zu ihrer Endzeit — das war der große Fehler in der Rechnung. Und nun tritt durch den Krieg die schmerzliche Ernüchterung ein.

Wie schildert die geoffenbarte Weisheit den Menschen, nicht wie er sein sollte, nicht wie wir ihn gern haben möchten, nicht etwa nur den barbarischen, den uncivilisierten und unkultivierten Menschen, nicht nur den Menschen weitabliegender finsterner Zeitalter, sondern den Menschen jeder Zeit, den Menschen, wie er ist? Römer 1 und Römer 8 zeichnet Paulus unser Herz, und wir wissen: in voller Uebereinstimmung mit dem Alten Testament und mit den Reden Christi selbst. Es sind große Stellen in dem Briefe an die Vertreter der größten Weltmacht und Weltherrlichkeit des Altertums. Der Apostel, sonst so knapp, spart hier die Ausdrücke nicht, als ob er sich nicht genug tun könnte in der Wahl der Farben, nur recht allseitig und vollständig den Menschen zu malen, daß er sich selbst erkenne und die Notwendigkeit des Erlösers aus solchem elenden Sünden- und Todeswesen. Nur einiges greifen wir heraus. „Da sie sich für weise hielten, sind zu sie Narren geworden, voll alles Ungerechten. Gottesverächter, Ruhmredige, Treulose, Unversöhnliche. Sie tun was des Todes würdig ist, und haben auch noch dazu Gefallen an denen, die das Gleiche tun. Sie sind alle abgewichen und allesamt untätig geworden. Ihr Schlund ist ein offenes Grab, mit ihren Zungen handeln sie trüglisch, Otterngift ist unter ihren Lippen. Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergießen. In ihren Wegen ist eitel Unfoll und Herzeleid, und den Weg des Friedens wissen sie nicht.“ Oft hat man dieses Gemälde für zu düster gehalten, für ein Zerrbild pessimistischer Uebertreibung. Aber blicken wir in die Erlebnisse unserer jüngsten Vergangenheit, und Zug um Zug könnten wir

belegen mit Hunderten von Beispielen. Nicht daß jeder jedes begangen hätte. Aber Paulus zeigt, wessen der Mensch fähig ist, was er als ererbte und erworbene Anlage in sich trägt, und was bei sich bietender Gelegenheit aus ihm wie eine im Käfig festgehaltene, aber plötzlich frei gewordene Bestie hervorspringen kann. Nun hat sich in den letzten Monaten das Radikal-Böse, das Unter-Beistialische ohne Zweifel in gewissen Arten der Gattung „Mensch“ ganz besonders scheußlich geoffenbart. Man schauderte, man entrüstete sich, daß solche Ruchlosigkeiten „noch im 20. Jahrhundert“ „noch im aufgeklärten und gebildeten Europa“ „möglich“ seien. Es war dabei eigen, wahrzunehmen, daß sich die kriegsführenden Völker gegenseitig der ärgsten Greuel beschuldigten. Ob das immer in der Wahrheit geschah, ist eine Frage für sich; jedenfalls trauten sie einander alle diese Dinge, beglaubigt oder nicht, ohne weiteres zu, und zwar in zunehmendem Maße bei der Länge des Krieges. Das gibt zu denken. Das läßt tiefe Blicke tun in den Grund und Boden menschlichen Seelenlebens. Wie standen und stehen wir Deutschen da? Von etwaigen seltenen Ausnahmen, räubigen Schafen, abgesehen, wissen wir uns von dem frei, was uns die verblendeten, fanatischen und fanatisierten Gegner an unerhörten Schändlichkeiten nachsagen. „So sie daran lägen“, heißt es hier. Wir leiden tief und schwer darunter, daß man über unser deutsches Wesen, das gerade zu Gewalttaten und Grausamkeiten so ganz und gar nicht neigt, so völlig in Unkenntnis ist, und daß man sich im feindlichen Heerlager — auch im geistigen — nicht die mindeste Mühe gibt, ein wenig in unsere wahren Eigenschaften einzudringen. Sei es drum! Vor den Menschen können wir mit größtem Freimut versichern, daß wir das nicht sind, als was man uns an den Pranger stellt. Aber damit sind wir vor Gott noch nicht gerechtfertigt. Auch über uns steht das Urteil geschrieben: „Was

vom Fleische geboren wird, das ist Fleisch.“ Auch aus dem deutschen Herzen gehen arge Stünde hervor, die es verunreinigen vor den Augen dessen, vor dem auch nicht die Himmel rein sind. Werden wir nicht zu Pharisäern in dem großen Wunsche, uns vor ungerechten Anklagen zu verteidigen: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie andre Völker: Franzosen, Russen, Belgier oder auch wie diese — Engländer!“ Im Uebrigen: Gott hat sich auf dem Richtstuhl gesetzt und wird auch in diesen Zeiten als ein gerechter Richter seines Amtes walten. Er, der kein Ansehen der Person kennt und vergilt einem jeglichen, wie er es verdient. Und ob wir auch als Deutsche aus diesem gegenwärtigen, weltgeschichtlichen Prozesse mit dem Urteil „Freigesprochen“ hervorgingen, so sind wir dennoch ebenso wie alle Menschen, als Ungerechte der von Geburt auf eine völlige Umwandlung unsers ganzen Wesens angewiesen und auch zu uns sagt der Wiederbringer des verlorenen Paradieses unsrer Unschuld: „Ihr müßt von neuem geboren werden.“

Darum predigt uns der Krieg in verstärktem Maße, nicht wie überflüssig die alte evangelische Heilsverkündigung ist, sondern wie notwendig sie ist, für alle Menschen. Deutsche wie Nichtdeutsche! So offenkundig sich die Sünde aufs neue enthüllt hat, um so deutlicher wurde es, wie wir einen Erlöser brauchen. Die Menschheit hat abermals ihre gänzliche Unfähigkeit erhärtet, aus sich heraus zu Heil und Glückseligkeit zu gelangen. Wir können von uns aus nicht das Reich herstellen, das Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist ist. Gott allein kann es schaffen, bringen, vollenden, wie wir bekennen: „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit.“ Hat der Krieg die Wahrheit über die menschliche Natur aufs neue ans Licht gebracht, so auch die Wahrheit der biblischen Weissagung, daß erst der wiederkommende Herr Verhältnisse auf Erden bringen wird, die sich in das Wort zusammen-

fassen: „Nun sind die Reiche der Welt Gottes und seines Christus geworden.“ Vorher ist das Reich Gottes in den Reichen dieser Welt verborgen wie ein Schatz im Acker, ja oft wird es von ihnen sogar vergewaltigt, wie jetzt vielfältig der Mission geschehen von der Weltmacht England, so z. B. in Kamerun und selbst in Britisch-Ostafrika. Wie hatte man so gern von der zunehmenden „Weltverklärung“ gesprochen, und auch auf christlichen Kanzeln war es ein oft gehörter Lieblingsausdruck. Der Zustand der Menschheit sieht allem andern jetzt ähnlicher als der Weltverklärung, vielmehr drängt sich einem das Johanneswort wieder auf: „Die ganze Welt liegt im Argen.“ Nicht von den Menschen, auch nicht einmal von den christlich gewordenen Menschen erhofft die Schrift die volle Wandlung der Dinge zum Guten, die „Weltverklärung“, sondern von Gott selbst: „Siehe, Ich mache alles neu.“ Nur durch eine Reihe göttlicher Kraft- und Thaten, zu deren Schauplatz auch das Gebiet der Natur gehören wird, („Himmel und Erde will ich bewegen“), wird vollbracht werden, wonach sich die Völker sehnen. Nicht auf uns, auf den Herrn zu harren, werden wir durch seine eigenen Worte immer wieder gemahnt. Da wir aber mehr denn je auf falsche Hoffungsziele und auf falsche Mittel für Erreichung des Gehofften eingestellt waren, darum mußte uns der Vehrmeißer Krieg auch in der Hinsicht den Kopf zurecht setzen. Die „christlichen Völker“ sollten die Weltverklärung herbeiführen. Nun sind diese „christlichen Völker“ vor sich selbst entsetzt, und die „Heidenvölker“ spotten ihrer, und es graust ihnen vor solcher „Christlichkeit“, und schon regen sich wieder Stimmen in der Tonart: „Seht, wir Wilden“ sind doch bessere Menschen.“ Vor allem befürchten die Missionstreife fürchtbare Rückschläge auf die heidenchristlichen Gemeinden angesichts des Schaupiels, das die aus der Ferne von den Heiden so bewunderten, für so vorbildlich gehaltenen

„christlichen Völker“ zur Zeit darbieten. Wahrhaftig, diese Furcht ist nicht grundlos!

Aber was sollen wir zu all dem sagen gerade vom Standorte der Mission aus? Was sollen wir sagen — zur Verteidigung unsers Glaubens, unsrer Hoffnung, unsrer Liebe? Was sollen jetzt die Missionare ihren Pflegebefohlenen in den Heidenländern sagen angesichts dieser unbeschreiblichen Xergernisse? Muß ihre Lage nicht so über die Maßen peinvoll sein, daß wir nicht in ihrer Haut stecken möchten? So denken und reden jetzt nicht die Schlechtesten!

Wer gut lehren will, muß gut unterscheiden können. Und Unterscheidungen lehrt uns der Krieg. Gewisse Unterscheidungen zu machen, müssen jetzt auch die Heiden und Heidenchristen lernen. Es kann und soll ihnen nicht erspart werden. Mit dem Ausdruck „christliche Völker“ muß man vorsichtig umgehen, besser, man meidet ihn ganz. Die Bibel gebraucht ihn nicht, wenigstens nicht für dieses Weltalter. Wie es eine Verwechslung ist, wenn der Papst alles, was von der Kirche Gottes gilt, auf die hierarchisch verfaßte äußere römische Kirche bezieht, so ist es eine unerlaubte, falsche Gleichsetzung, wenn man die Aussagen der Schrift von der wahren Jüngerschaft Jesu, von der Gemeinde, die sein Leib ist, auf die gegenwärtigen sogenannten christlichen Nationen bezieht. Der Begriff der christlichen Völker ist ein Mischmasch. Was alles steckt und mitunterläuft in den „christlichen Völkern“ von heute, enthüllt der Weltkrieg für jeden, der noch sehen kann und will, mit einer geradezu blendenden Helligkeit. Sie, so wie sie sind, sind nicht das Salz der Erde und das Licht der Welt. Die jetzt in sich völlig zerrissenen und von furchtbarstem Haß zermühlte Rassenchristenheit Europas hat nicht die Verheißung, daß die Pforten der Hölle sie nicht sollen überwältigen. Die Gaben und Aufgaben Gottes aber gelten von der Gemeinschaft der Gläubigen, die wirklich in Christo sind, die über Zeiten und Zo-



nen hinausreicht, die daher, im Grunde genommen, außer diesem Weltkrieg steht und über ihm. Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur, und verhilft auch andern dazu, neue Kreaturen zu werden. Ist jemand ein Licht in dem Herrn, erleuchtet er auch solche, die noch in der Finsternis sind. Wer Christi Geist hat, der ist sein, der ist auch ein Glied seines Leibes, welcher ist seine heilige Gemeinde. Schon bisher haben viele aus den Heidenchristen das begriffen. Sie werden es jetzt noch ganz anders verstehen und erfahren lernen. Wird jemand irre an den „christlichen Bäckern“, so braucht er mit nichten irre zu werden an der christlichen Gemeinde. Nur in den allerersten Zeiten der Berührung mit ihnen haben die Heiden gedacht, jeder Weise sei ein so frommer und guter Christ wie ihr Missionar, von dem sie nur Liebes und nie Leidens erfahren hatten. Aber bald lernten sie unterscheiden zwischen Weißen und Weißen. So lernten sie auch allgemach unterscheiden zwischen „Christen“ und Christen. So wird der Krieg sie weiter lehren zu unterscheiden zwischen den Völkern, die den Namen hatten, daß sie lebten, und all den Menschen, die wirklich erlöst und erlöst sind, und die dem Herrn leben und dem Herrn sterben. Und endlich noch eine Unter-

scheidung wird ihnen aufdämmern und zu innerem Eigentum werden müssen. Es ist doch schließlich noch ein Unterschied zwischen Christo selbst und denen, die ihm wahrhaftig angehören. Nicht eigentlich zur Christenheit, zur Gemeinde bekehrt sich der Mensch oder wird bekehrt, sondern doch zu Christo, dem Hirten und Bischof unsrer Seelen, obwohl er zur Gemeinde, zur Herde hinzugeht. Der Herr ist unser Heiland, nicht sein Missionar, nicht seine Jüngerschaft. Die Samaritaner glaubten zwar zuerst um der Rede des Weibes willen, aber hernach kamen sie doch auf den richtigen Standpunkt, von dem aus sie bekannten: „Jetzt haben wir selber gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland,“ so daß der Evangelist feststellen konnte: „Viel mehrere glaubten um Seines Wortes willen.“

Wenn der Krieg zu solchem Fortschritt den Angehörigen unserer Missionsgemeinden drüben verhilft, wie dankbar wollen wir sein ihm, dem ernstesten, gestrengsten und doch so wohlmeinenden Erzieher! Ja, er räumt auf, unter allerlei Mißständen von gestern und vorgestern und von lange her. Er reinigt auch die Luft unserer Gedankenwelt. Er führe uns wieder zurück zu dem einzigen Licht auf unserem Wege

### Heimgegangen.

Im Monat Januar sind drei Persönlichkeiten aus diesem Leben abgerufen worden, die, in weiten Kreisen bekannt und geliebt, auch der Götterschen Mission ihre herzlichste Teilnahme zugewandt hatten.

Am 5. Januar verschied zu Magdeburg im 74. Jahre der Wirkl. Ober-Konsistorialrat, Generalsuperintendent a. D. D. Karl Heinrich Vieregge, vormals Hofprediger in Berlin. Der Verstorbene war seit Jahren Ehrenpräsident unseres Sächsischen Pfälz-Vereins für die Kolonial-Mission. Mit feuriger Rede ist er oft für die Sache

der Mission im allgemeinen und für die der Götterschen Gesellschaft im besondern eingetreten, mit der ihn schon Jugenderinnerungen verbanden. Unseren Sonderversammlungen in der Provinz Sachsen hat er gern beigewohnt, und man merkte es ihm an, daß er nicht nur „offiziell“ dabei war, sondern noch viel mehr aus innerem Bedürfnisse.

An ihrem 89. Geburtstag, Montag den 11. Januar, verschied im Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin-Friedrichsberg von Buddenbrock, die langjährige, hochverdiente Vorsitzende des Morgenländischen Frauenvereins, dem sie über

50 Jahre angehört hatte, und durch den sie in der Ausbildung und Aus-sendung von Missions-schwester nach Indien auch mit unserer Mission in nahe Verbindung trat. Außergewöhnlich rührig und rührig bis in ihr hohes Alter, von seltener Klarheit und Festigkeit des Urteils, stellte sie große Anforderungen an sich selbst, und war darum auch berechtigt, von anderen an ihrem Teil und nach ihrer Kraft Ähnliches zu verlangen. Im Glauben der Kirche gewurzelt, hat sie den Geist des Vereins in gesunden Bahnen gehalten und, wie auch bei andern Bestrebungen christlichen Lebens der Gegenwart, und besonders in der Reichshauptstadt, durch Treue im Großen und im Kleinen vorbildlich gewirkt. Die Missions-schwester hatten an ihr eine Mutter in Christo.

Ein Alter von nur 41 Jahren erreichte Frau Konsistorialrat Emma Büttner, geb. Kerstens, die nach mehr-jährigem schweren Herzleiden am 20. Januar von uns genommen ward. Als Pfarrfrau der Zwölfs-Apostelkirche in Berlin hatte sie aus den Händen von Frau Pastor Lange unseren eifrigen Missions-Nährverein der genannten Gemeinde übernommen und ihn mit großer Freudigkeit geleitet. In diesem Kreise waren wir noch Ende November in ihrem Heim mit ihr zusammen gewesen, ohne Ahnung, daß wir ihr freundliches Antlitz nicht mehr sehen würden.

Diesen geschiedenen Seelen allen lohne der Herr ihre Liebe zu unserem Werk. Er lasse sie teil haben an der Ruhe seines Volkes. Er gebe auch ihnen das Erbteil der Heiligen im Licht.

### Brüderliche Handreichung.

In dem Organ der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika, dem „Friedensboten“ lesen wir in den Nummern vom 13. Dezember v. J. unter der Überschrift „Deutsche Missionare in Indien“ folgendes:

„Wie mag es den deutschen Missionsarbeitern in den Kolonien der Kriegsmilitierten, besonders denen in Indien, gehen?“

Baseler Missionare aus Indien schreiben, daß die Missionsarbeit unter dem Schutz der Regierung weitergeht, die Missionare mit Rücksicht behandelt werden, wenn sie sich auch manchen lästigen Einschränkungen unterziehen müssen. So sind sie genötigt, Männer wie Frauen, Bälle zu führen, sich je und dann an gegebenen Orten zu melden, auch die Verpflichtung einzugehen, im Verkehr mit den Eingeborenen alle Äußerungen über den Krieg zu vermeiden. Aus Nord-Indien hören wir ähnliches. Natürlich stockte der direkte Verkehr zwischen den Missionaren und dem Heimatlande, auch der per Post, vom Augenblick des Krieges

an, gänzlich. Wie die Missionare soweit finanziell fertig geworden sind, darüber kann man nur gewisse Vermutungen anstellen. Unfre eignen Missionare haben aber schon etliche Male auf die Notwendigkeit hingewiesen, namentlich den uns benachbarten Götterschen Arbeitern beizustehen, und nun stellt uns unser Bruder König einen Aufruf zu, den die Sekretäre des National Missionary Council of India, Herbert Anderson und E. C. Carter, am 24. September im „Indian Statesman“ veröffentlichten. Sie reden, im Namen aller Missionen, in der anerkanntesten Weise von der Arbeit der deutschen und anderer kontinentalen Missionen, und weisen namentlich darauf hin, daß es für die Sache des Evangeliums geradezu eine Kalamität wäre, wenn man eine Verfrüppelung oder gar ein Eingehen dieser Arbeiten zuließe. In Mitteilungen nach England wie nach Amerika hat man betont, daß die Missionsfrage eine Verbrüderung darstellt, die über alle Bande und Mißverständnisse des nationalen Lebens

Geistesgemeinschaft mit ihm auch eine Eigenschaft seiner Jünger. Es hat auch ihnen nicht gefehlt an Gewalttaten seitens der Obrigkeit und ihrer Büttel, seitens der Volksmassen und ihrer Aufwiegler. Aber Paulus, der Gefangene Jesu Christi, blieb auch in Ketten und Banden das auserwählte Rüstzeug. Werden zu unserem Schmerz auch in unseren Tagen gegenüber Missionsgeschwistern Roheiten

begangen von solchen, denen man es nicht zugetraut hatte, nur getrost: sie werden doch zu Boden fallen diese Feinde. Aus Jesu Worten strahlt dennoch die Hoheit ihres Herrn hervor. Sie bleiben, was sie sind, in Schmähung und Schändung. Es ist gleich, was uns von außen widerfährt, wenn wir nur unser Selbst wahren, unsere Christenwürde, unsern Jüngerstand.

## Der große Lehrmeister von heute.

Von Missionsdirektor S. Aasch.

3.

Daß vom Kriege gewaltige erzieherische Wirkungen ausgehen, diese Erkenntnis bricht sich in immer weiteren Kreisen Bahn. Wie jeder rechte Lehrer nicht nur Wissensstoff zu vermitteln hat, wie er vielmehr seine höchste Aufgabe darin sehen muß, seine Schüler zur Reife ihres Menschentums zu bringen, oder: wie ein Hochschulprofessor über den bloßen Bücherstreich oder den Vorleser seine Kolleghefte zum Charakterbildner seiner Studenten herauswachsen soll, so ist uns heute der Weltkrieg nicht nur gesetzt, unsere Begriffe zu klären, oder uns neue Einsichten aller Art zu eröffnen, sondern an der Aus- und Durchbildung unseres ganzen Menschen zu arbeiten.

Was er in der Richtung tun kann, und jetzt schon tut, ist nicht mit wenig Worten zu beschreiben. Unzählige Federn haben sich in Bewegung gesetzt, in Zeitungsartikeln, Flugblättern, Broschüren und ganzen Büchern von den verschiedensten Standorten aus den Segen des Krieges für den Aufbau unseres Lebens nach außen und innen zu schildern. Es ist dabei sehr bezeichnend, wie ernst es damit der gründliche und tiefangelegte Deutsche nimmt. Die Kriegsliteratur ist bei unsern Feinden gering und dürftig, gegenüber dem geradezu kolossalen Umfang, mit dem wahrlich nicht schwächlichen Inhalt, den sie bei uns angenommen hat. Ähnlich ist es auch bei den Tages-

blättern. Während die unsrigen von Anfang bis zum Ende im Zeichen des Krieges stehen, finden wir z. B. in den englischen Zeitungen die Kriegsnachrichten und Betrachtungen nur eingestreut unter den sonst üblichen Stoff, besonders aus der Sportwelt. Nein, wir Deutschen haben den unstillbaren Drang, uns mit unserm Jugendmeister, von dem wir fühlen, daß er uns zum Heil gegeben und nicht zum Verderben, innerlich auseinanderzusetzen, und als Christen wollen wir den Krieg auch zur ewigen Wohlfahrt unserer Seele auszunutzen suchen.

Im Rahmen unserer kurzen Betrachtungen können wir wiederum nur Einiges aus der reichen Fülle der Anregungen unseres Pädagogen herausgreifen. Je länger je mehr werden wir wahrnehmen, daß er uns, ähnlich wie nach Paulus das Gesetz, zu einem Pädagogen auf Christum werden wird.

Von einem griechischen Heiden stammt das Wort: „Der Mensch, der nicht geschlagen ward, wird nicht erzogen.“ Goethe hat es der Erzählung seines eigenen Lebens vorangestellt. Jeder Bibellehrer weiß, wie die heilige Schrift dieser Anschauung von der Art, wie ein Mensch zu erziehen sei, bestimmt, ja wie sie sie auch auf das christliche Leben mit voller Strenge anwendet. Ein harter Mann ist der Krieg. Und danken wir Gott, daß er es ist! Abhärtung war uns nötig, auch in unserm

Christentum. Einflüsse der geistlichen Verweichlichung hatten sich schon übel bemerklich gemacht. Man sang gern Nieder mit weichen Worten und weichen Weisen. Man klaubte aus der Bibel die sogenannten „schönen“ Stellen heraus, verarbeitete sie wohl auch geschäftlich zu „Wandspriichen“ und dergleichen. Man buk sich die Lebensprüche aus einem nahrhaften gesunden Brot zu einem den Gaumen kitzelnden Kuchen um. Man nahm die Rede Gottes nicht so an, wie sie an uns gerichtet war, man las, man hörte nur mit „Auswahl“, wie sich ein Kunde nach seinem Geschmack die vorgelegten Proben des Händlers beliebig aussucht. So machten wir unsern Gott und Herrn zu unserem Lieferanten, der wieder zurücknehmen mußte, was uns, wie man früher in der Geschäftssprache sagte, „nicht konvenierte“. Im Ausmerzen dessen, was ihm nicht zusagt aus dem Worte der Wahrheit, entwickelt der alte Adam eine erstaunliche Gewandtheit. Und so wurde vor allem ein Grundbestandteil der Heilsbotschaft mehr und mehr vernachlässigt, dann wohl nach und nach ganz beiseite geschoben: die Lehre von der Nachfolge Christi im Ertragen der Feindschaft dieser Welt um Seinetwillen. Viele wurden, kurz gesagt: Feinde des Kreuzes Christi!

Zum dritten Male innerhalb eines Jahrhunderts deutscher Geschichte ist das Kreuz von Eisen das Sinnbild, das Wahrzeichen unseres Streites. Das Eisenerne Kreuz ist ja nicht das Kreuz Christi, aber es sei uns eine Erinnerung daran. Daß wir um unseren Glauben zu kämpfen haben, daß wir selbst um unseres Glaubens willen in der einen oder anderen Form bekämpft werden müssen, daß wir in diesem Kampfe Schweres und Schwerstes zu leiden haben, genau wie der uns darin vorangegangene Heerführer und König Jesus Christus, das ist unser klar vorgezeichneter Christenweg in dieser Welt. Und eben dieses Perz- und Kreuzblatt in der Pflanze unseres Glaubens, man mochte es nicht, man hielt es für ver-

altet, man empfahl uns ein zeit- und weltgemähes, ein sanftes, lindes Christentum, uns vertöhlten Menschenfindern, das aber doch kein Christentum ist. „Was du ererbt von deinen Vätern hast“ — wir gestatten uns das Wort jetzt ein wenig zu verstärken — „erkämpf es, um es zu besitzen.“ Der Welt Freundschaft ist Feindschaft wider Gott. Der Unglaube kann sich nicht ausöhnen mit dem Glauben. Fleisch und Geist können keinen Frieden schließen. Ich kann nicht zugleich der Sünde dienen und dem heiligen Gott, der die Sünde haßt. Man vergaß, daß Christus nur Friedensbringer ist als Schwertbringer. Man wollte für Christus und Bessal einen gemeinsamen Generalnenner suchen. Das alles im Grunde genommen, nur aus einem einzigen Triebe heraus — aus Leidenschaft, aus Furcht und Flucht vor dem Kreuz! Es gibt ein göttliches „Entweder — Oder“, das nicht in ein menschliches oder gar teuflisches „Sowohl als auch“ verwandelt werden darf. Freilich, das Leben bietet zu manchen Vermittlungen Gelegenheit. Aber gewisse Vermittlungen sind in sich unmöglich, obschon die Menschen sie immer wieder in Sisyphus-Arbeit versuchen. Nein, was Gott geschieden hat, soll der Mensch nicht zusammenfügen! „Ihr könnet nicht zugleich trinken des Herrn Kelch und der Teufel Kelch; ihr könnet nicht zugleich teilhaftig sein des Herrn Lisches und der Teufel Lisches“ (1. Kor. 10, 21).

Die Gemeinde der Christgläubigen in der Welt, doch nicht von der Welt, ergänzt sich zwar ständig aus den Kindern der Welt, wie denn alle Gläubigen auch einst Ungläubige gewesen waren, „ohne Gott in dieser Welt“, wie Paulus sagt, aber sie führt ihr Eigenleben, und die Welt haßt sie, wie sie den Meister gehaßt hatte vor seinen Jüngern. Ausdrücklich hat der Herr erklärt, daß der Geist zwar die Welt strafen werde, daß aber die Welt als solche den Geist nicht empfangen können. (Joh. 14, 17, 15, 18—19, 16, 8—11.) So steht die



Gemeinde da im Gegensatz zur Welt, und der einzelne, seiner selbst und seines Herrn bewusste Christ fühlt, manchmal bis aufs Blut und bis zum Tod, diesen Gegensatz, dem auch Jesus selbst einst unterlegen: „Durch welchen mir die Welt gekreuzigt ist, und ich der Welt.“ Christi Schule ist daher von vornherein Passionschule, Kreuzeschule.

An diese harten, und dennoch seligen, Grundgedanken der Nachfolge Christi müssen wir uns wieder gewöhnen. Abhärtung für Leib und Geist! heißt die Parole in der Kriegszeit. Abhärtung, unsern Christenberuf recht zu erfüllen, lehre uns auch als Jünger Jesu unser Krieg.

Wie werden unsere jungen Christen draußen jetzt innerlich abgehärtet! Sie erfreuten sich bis dahin fast einer väterlich-mütterlichen Fürsorge durch die Christenheit der Heimat. Die Mission zahlte zu nicht geringem Teile die Gehälter der eingeborenen Angestellten; sie gewährte beträchtliche Beiträge zum Unterhalt der Schulen; sie reichete, zumal zum Fest der Weihnachtsfreude nicht wenige Gaben der Liebe dar für Kinder, Arme und Kranke; sie wurde in zahllosen Rechtsfällen der Anwalt der Unterdrückten; sie unterhielt Waisenhäuser und Hospitäler. Nahezu alles trauten die Eingeborenen dem Missionar zu. Er sollte alles können, überall helfen. Unerbittlich seien seine Mittel. Nicht selten wollte man ihn für einen richtigen Wundertäter halten, dem manchmal nur gerade die Laune oder der gute Wille fehle, selbst Tote zu erwecken. Gewiß, dieses rührende kindliche Vertrauen der Heiden und Heidenchristen ehrt den Missionar, ehrt die Mission, ehrt die Missionsbotschaft. Allein auch hier zeigten sich nur zu oft bald Züge der Verweichlichung im Glaubensleben. Es war ja so bequem, sich immer an den Missionar anzuschmiegen, die Mission als meißende Kuh zu benutzen, in den „Vätern und Müttern in Europa,“ die stets gebedrängten Beschützer und Fürsorger zu verehren, wie im Geistlichen, so auch

im Leiblichen. Wie lange sollte das so weiter gehen?

Man würde der evangelischen Mission schweres Unrecht tun, wollte man ihr vorwerfen, sie hätte nichts getan, diese gewollte Unmündigkeit der Eingeborenen aufzuheben. Wir lassen die geborenen aufzuheben. Wir lassen die Anfangszeiten der Mission außer Betracht, da vielleicht zu wenig geschehen, von Anfang an die jungen Befehrten auf sich selbst zu stellen, wenigstens in allen äußeren Bedürfnissen in Kirche und Schule. Aber in den folgenden Jahrzehnten verschwand die Frage der Selbstständigkeit der Gemeinden nicht von der Tagesordnung. Und es blieb nicht bei den ermahnenden Worten. Wir schritten auch zu Taten, und erhebliche Beiträge wurden auf die Schultern unserer Christen gelegt. Zum Zeugnis können wir die Präsidialberichte und die Tabellen unseres jährlichen Jenseits anrufen, besonders die Tabelle IV „Tätigkeit der Gemeinden behufs Selbsterhaltung.“ Man darf nicht verkennen, daß schon Namhaftes erreicht ist, vor allem, wenn man bedenkt, daß uns die Mittel staatlichen Zwanges völlig versagt sind. Und doch, ob mit Recht oder mit Unrecht sei dahingestellt, es kam uns vor, als mache die Selbstständigkeit der heidenchristlichen Kirche zu langsame Fortschritte. Wir glaubten daher, noch schärfer vorgehen zu sollen. Dringlicher als zuvor legten wir den Besten unserer Leute die Sache ans Herz in immer neuen Versammlungen und Beratungen. Ganz bestimmte Pläne waren ausgearbeitet, einer letzten Generalversammlung sollten sie zur endgültigen Fassung überwiesen werden, und dann sollte die energische Durchführung folgen. Manche ältere Missionare meinten schon, vor zu großem Eifer in der Verfolgung dieser Ziele warnen zu müssen. Man solle nichts überstürzen. Und in Indien ginge alles noch langsamer vor sich als anderswo. Und doch hatten wir immer das Gefühl, daß eine entscheidende Wendung nicht durch unser Tun und Treiben eintreten werde. Wir rechneten mit

irgend einem elementaren Ereignisse, das Gott zur rechten Stunde kommen lassen werde, die Kinder unserer Mission von der Milchflasche, vom Gängelbande zu entwöhnen, nur wußten wir nicht, welches dieses Ereignis sein würde. Nun wissen wir es. Wie die Urgemeinde zu Jerusalem durch Verfolgung und Versprengung zu einer Missionsgemeinschaft werden mußte, also daß die Befekner wie die Lichtfunken das heilige Feuer weiter verbreiteten, so ist es der jetzige Weltkrieg, der ohne Zweifel unsere Gemeinden, zunächst finanziell, unabhängiger von der Mutterchristenheit machen wird, als bisher. Uns ist verboden, an englische Untertanen Gelder zu zahlen. Was wir jetzt hinaus-schicken, ist nur zum Unterhalt unserer deutschen Missionsgeschwister bestimmt. Der Krieg, der harte, der keine Ausflüchte gelten läßt, zwingt jetzt unsere Gemeinden zur Selbsthilfe, und wir dürfen aus gewissen Anzeichen schließen, daß er, wenn auch nicht bei allen Gliedern, so doch nicht bei den schlechtesten auch erreichen wird, was er haben will, und was wir so dringend wünschen, und was zuletzt doch nur zum Besten der eingeborenen Christen selber dient.

Allein verabsäumen wir nicht, zuletzt immer wieder auf uns selbst zu sehen. Wie steht es mit unserer Freudigkeit, dem Herrn das Kreuz nachzutragen? Wie steht es mit unserem ehrlichen Kampfe um die Reinheit unserer Lehre, um die Reinheit unseres Lebens, um unsere feste Behauptung gegenüber den Verführungskünsten des Zeitgeistes, um unsern Opfergeist für Gottes Reichs-sache, um unser „Männlich- und Stark-sein“ in Christo? Wird uns die Kriegs-

trommel aufrütteln aus unserer Lauheit und Schläffheit? Sind wir bereit, für das „bessere“, das „himmlische“ Vaterland (Hebr. 11, 14—16) annähernd die gleichen Leistungen aufzubringen, die unser Volk für das irdische zum Er-staunen einer Welt so ohne Murren, ja stammes einer Welt so ohne Murren, ja mit solcher Begeisterung beisteuert? Wird uns der Krieg erziehen zur Vertiefung in Gottes Wort und Wege? Wird uns der Krieg erziehen zur Ver-tiefung in Gottes Wort und Wege? Zum Zusammenhalten aller Brüder, die im Geisteskampfe der Welt die Stirne bieten, gegenüber all den Ir-tümern des Jahrhunderts? Werden wir, gehärtet durch die Erfahrungen von heute, in Christo Felsenmänner werden, auch den Pforten der Hölle zum Trotz? Werden wir, von der großen Not, wie durch den Wolf die Herde zum Hirten getrieben, enger und fester verbunden werden mit unserem Herrn, nach des Apokalyptikers Wort: „Der dem Herrn anhanget, der ist Ein Geist mit ihm?“ (1. Kor. 6, 17).

Die Antwort auf diese Fragen haben wir in der nächsten Zeit, ja schon jetzt zu geben. Wie wir sie geben werden, davon wird viel abhängen für unser Volk, für uns selbst, für unsere Mission, für die Welt.

Es ist eine Stunde weltgeschichtlicher, reichgottesgeschichtlicher Entscheidungen. Kopf, Herz und Gewissen bezeugen es uns. Der Krieg wurde uns zum Lehrer, zum Erzieher. Er wird uns zuletzt zum Propheten, auf den wir das Schriftwort anwenden dürfen: „Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht!“

## Neues aus Kamerun.

Von Missionsinspektor A. Förstch.

Das Vesperblatt der Gognerschen Mission konnte in seiner Januarnummer Seite 8 mitteilen: „Wir haben die wohlbegründete Hoffnung, von unseren Brüdern in Kamerun bald Ausführ-

liches erfahren und bekannt machen zu können.“ Diese Hoffnung gründete sich auf den Briefwechsel zwischen uns und unseren Freunden der Presbyteri-aler Mission in Nord-Amerika. Und

Bism 1915

daher wie ein Feuer, das brennen muß, wie ein edles Pferd, das laufen will, wie eine Nachtigall, die singen muß, wie die Sonne, die das Leuchten nicht lassen kann.

Wie die Herbstwinde die welken Blätter, so wehen die Stürme dieser Zeit alles tote hinweg, auf allen Gebieten. Man kann es doch niemand verdenken, wenn er auch im Bereiche der Kirche von etwas Totem nichts wissen will. Das war wohl einmal, daß man manches Unlebendige demütig verehrte, bloß weil es kirchlich oder christlich angetüncht war. Nun ist's vorbei. Und wir können darin keinen Schaden sehen. Der Lebende hat recht, und — das Lebendige! Ja, der lebendige Herr selbst hat nichts zu schaffen mit einem toten Glauben, auch

wenn er sich hundertmal auf ihn beruft.

Lebe und wirke dich nun unser Glaube aus in der Liebe! Wie bedarf ihrer die Welt, wie sehnt sich jede Seele, sie zu empfangen! Ist sie nicht immer noch „das Beste auf der Welt“? Und bieten sich nicht allüberall Gelegenheiten, sie zu erweisen? Aber es sei auch wiederum nicht irgend eine Liebe, wie ach so manches Unlautere unter dieser Flagge segelt. Es sei die Liebe, die dem Glauben an den Heiland entströmt, die Liebe, die nicht in Worten und Schwärmereien besteht, sondern in Geist und Kraft, Tat und Wahrheit.

So gilt und gelte der Glaube, der durch die Liebe tätig ist. Und damit stimmt auch des weltlichen Dichters Wort überein: „Was gelten soll, muß wirken und muß dienen.“

## Weltkrieg und Weltmission.

Von Missionsinspektor R. Foerisch.

Ein südafrikanischer Missionsmann hat im Sommer 1914 eine Missionsreise durch Nordafrika gemacht und sandte dann von Uganda aus seinen Freunden einen Reisebericht. Darschreibt er: „Mohrenland wird seine Hände ausstrecken zu Gott. Wie merkwürdig hat die Weissagung des Psalmisten sich jetzt erfüllt. Afrika hat sich plötzlich gefunden. Fast plötzlich sind die Quellen des Nils, das Geheimnis der Jahrtausende, entdeckt. Plötzlich hat sich das Innere des dunklen Erdteils aufgetan und zahllose heidnische Stämme, die dies Innere bewohnen, sind zum Vorschein gekommen. Plötzlich merken diese Stämme und Völker, daß ihnen ihre alten heidnischen Religionen vor ihren Augen zerbröckeln und nicht im Stande sind, den Hunger der Seele zu stillen. Plötzlich streckt auch Morgenland, eine ergreifende herabwegende Gestalt, seine matten schlaffen Hände nach Gott aus.“ Im fernen Ostasien, unter den alten Kulturbölkern hat eine mächtige Umwälzung stattgefunden. China ist nach jahrtausend langem Schlaf

erwacht und griff gierig nach dem Neuen aus dem Abendland. In Indien kamen die Massen der Glenden und Verelendeten in Fluß, und die Weissen begannen nach dem Tiefsten zu fragen. In der ganzen weiten Welt ein Suchen nach Gott, bald in dämmernder Unklarheit, bald in bewusstem Ringen, bald in stiller Betrachtung, bald in wilder Verzweiflung, nicht Mohrenland allein, nein, die Welt streckt ihre Hand aus nach dem lebendigen Gott! Welch wunderbare, weltweite Missionsgelegenheit!

Diese Tatsachen waren es, die vor dem Krieg unsren Missionsveranstaltungen ihr Gepräge gaben. Gewiß hörte man dazwischen immer wieder mit Freuden von der stillen, in ruhigen Bahnen gehenden Arbeit des einzelnen Missionars, aber die großen Ausichten waren's doch, die unsre Herzen höher schlagen ließen, und von denen wir reden und hören wollten. Und nun ist der Krieg gekommen. Wer wollte heute noch von den großen Ausichten der Weltmission hören? Hinter einer

schwarzen Wolkentwand ist das leuchtende Gebilde verschwunden, vor uns liegen andre Tatsachen, ebenso wahr, aber so ganz unfasslich, ebenso dunkel, wie jene hell und leuchtend waren. Das große Werk der Mission in den Strudel des Weltkrieges gezogen; viele Missionsfelder Kriegsschauplatz und Feindesland; von uns deutschen Missionsleuten aus gesehen, manch Arbeitsfeld verwüstet, manche Arbeit lahmgelagt, manche andre gestört und gehindert. Und tausend Sorgen steigen in uns auf, und die Frage forbert gebieterisch eine Antwort, wie der Weltkrieg wohl auf die Mission gewirkt hat und weiter wirken wird. Das wollen wir jetzt ein wenig zu beleuchten suchen.

Ich denke, wir sind uns im Laufe der Zeit völlig klar geworden über die Entstehung des Weltkrieges. Ein Blick auf die Weltkarte zeigt uns die Ziele der englischen Politik. Es möchte ein zusammenhängendes Weltreich von der Südspitze Afrikas über die ganze Ostküste von Afrika weg hinüber nach Asien bis an die Südspitze Indiens, der Indische Ozean soll englisches Binnenmeer sein, der Zugang vom Mittelmeer und vom asiatischen Festland nach Indien, dem Juwel in der Krone Englands, soll sicher gestellt werden. Und der Verwirklichung dieses ganz gewiß gewaltigen und großzügigen Planes stand nichts so sehr im Wege als Deutschland mit seiner klaren, zielbewussten und kraftvollen Orientpolitik, mit seinen von Jahr zu Jahr mehr emporblühenden Kolonien, mit seiner für englische Augen geradezu umheimlich wachsenden Flotte, mit seinem umfichtigen, stets neue Pläne erobernden Handel, kurzum, Deutschland mit seiner überschüssigen Kraftfülle. Und je schärfer und deutlicher jeder einzelne dieser Punkte in die Erscheinung trat, desto klarer wurde für England das Ziel: dieses Deutschland muß vernichtet werden. Die Völker und die Welt herrschaftssucht Englands hat zu der unversöhnlichen Feindschaft gegen Deutschland geführt.

Aber nun wußte England zu gut,

daß es in eigener Kraft gegen eine wohlgerüstete Großmacht auf dem Festland nichts ausrichten konnte. Und zudem kannte England die Kraft Deutschlands zu gut, um nicht zu wissen, daß zu deren Niederzwingung eine ganze Fülle von Mächten nötig sein werde. Sie brauchten Bundesgenossen und zwar recht viel, möglichst viel Bundesgenossen. Und das hat zu der berüchtigten Entzweiungspolitik geführt.

Aber noch ein dritter Punkt ist zu beachten. Das Ziel, das starke Deutschland niederzuringen, erforderte alle Kraft, nicht nur die eigne, sondern auch die der Bundesgenossen. Da haben sie sich auf den ganzen Völkermischmasch ihrer Kolonien besonnen und Schwarze und Braune und Gelbe in den Krieg zur Entscheidung herbeigezogen, und in der ganzen Welt die Großmacht der Lüge und Verleumdung zum Bundesgenossen gewählt, und so ist's zum Weltkrieg gekommen, die Völker der Englands und die Entzweiungspolitik und die Verhegung der Völker hat es dahin gebracht, daß fast die ganze Welt zu den Waffen gegriffen hat und bis in die entferntesten Teile der Erde der Jammer über den Strom von Blut und Tränen geflossen ist.

Die ganze Welt, dieselbe Welt, die Gott so geliebt hat, daß er seinen eingebornen Sohn für sie dahingegeben hat, dieselbe Welt, für die unser Heiland sein Blut vergossen, und in die hinein er seine Jünger als Sendboten seines Evangeliums und als Träger seines Reiches gesandt hat, dieselbe Welt hallt wider von Waffen und Kriegslärm, und das Werk des Friedens, das die Sendboten Jesu Christi aus den verschiedensten Nationen rings in der Welt treiben, muß das nicht untergehen im Kriegsgelärm?

Der erste Eindruck, den wir haben, wir, die wir naturgemäß zunächst immer nur unsre deutsche evangelische Mission im Auge haben, ist der, daß der Weltkrieg die Weltmission lahmgelegt hat. Und dieser Eindruck ist ganz verkehrt. Denn Weltmission ist mehr



als deutsch-evangelische Mission. Die Missionsarbeit der großen katholischen Kirche gehört auch zur Weltmission.

Allerdings sehr übel hat der Weltkrieg der katholischen Mission mitgespielt. Weitans den größten Anteil an der katholischen Mission hat Frankreich. Und gerade die katholische Mission ist aufs schwerste getroffen. In Frankreich gibt es für die Diener der Kirche kein Ausnahmegesetz beim Militärdienst. Jeder taugliche Priester und Missionar muß mit der Waffe dienen. Die Folge davon ist, daß mit Kriegsausbruch die Missionsfelder ihrer jungen Missionare vollständig beraubt worden sind. Auf manchen Missionsfeldern sind kaum ein paar Missionare zur Leitung zurückgeblieben. Und die Missionare sind nicht etwa mit hängenden Köpfen zur Fahne geeilt, sondern in glühender Begeisterung, denn für den französischen Missionar ist ein Angriff auf sein Vaterland zugleich ein Angriff auf seine Mission. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade Frankreich, der Staat, der offiziell „den lieben Gott abschaffen“ wollte, die französische Mission in seine besondere Obhut genommen hat und insonderheit im Orient, wo die französische Mission ihre Hauptgebiete hat, als Schirmherr der Christenheit auftritt. Die natürliche Folge davon ist, daß die französische Mission ganz ins Fahrwasser der französischen Politik gekommen ist, und das rächt sich nunmehr bitter. Die Türkei hat erkannt, was sie von Frankreich zu erwarten hat und versucht mit Macht, den französischen Einfluß im Orient völlig auszuhalten und dabei hat sie auch die französisch-katholische Mission im Orient so gut wie ausgelöscht. Der Anteil, den das katholische Deutschland an der Weltmission hat, beschränkt sich auf die deutschen Kolonien. Die deutschen Kolonien sind teils in die Hände unsrer Feinde gefallen, teils sind sie Kriegsschauplatz, auf dem bitter gekämpft wird. In beiden Fällen ist die Mission

aufs schwerste geschädigt. Die Leiden, die über deutsch-evangelische Missionen in den Kolonien ergangen sind, sind auch der katholischen Mission nicht erspart geblieben. Professor Schmidlin, der bedeutendste Vertreter der katholischen Missionswissenschaft in Deutschland, glaubt aus den bisherigen Schlägen, die der Weltkrieg der katholischen Weltmission zugefügt hat, schließen zu müssen, daß nach dem Krieg die katholische Mission so geschwächt sein werde, daß sie zur Bedeutungslosigkeit verurteilt sein wird.

Lange nicht so empfindlich ist die evangelische Mission betroffen. Ist ja doch ein sehr wichtiges Stück der evangelischen Weltmission so gut wie völlig vom Weltkrieg unberührt, das ist die evangelische Mission in Amerika. Ich möchte auf drei Tatsachen hinweisen, die das deutlich zeigen. Vor einiger Zeit fand in New-York eine Konferenz der amerikanischen Missionsleiter statt. Sie wollten ihre Erfahrungen austauschen, die sie im Krieg gesammelt und über Wege beraten, wie sie gemeinsam die Schwierigkeiten überwinden könnten. Dabei stellte sich heraus, daß der Weltkrieg nirgends die Arbeit gehindert hat. Die Ausfendungen fanden statt wie in Friedenszeiten, und die Abgesandten kamen sicher und unbelästigt auf ihre Arbeitsfelder, nur daß die Kosten durch die allgemeine Lage bedeutend höher kamen und daß die Reise länger dauerte als in Friedenszeiten.

Das heimatlische Missionsleben in Amerika ist ganz anders geartet als bei uns. Die Sucht, alles ins Riesenhafte zu steigern, die Massen in Bewegung zu setzen und die ganz besondere Organisationsgabe des Amerikaners machen auch die Werbearbeit für Mission zu gewaltigen Demonstrationen, durch die dem ganzen Land die Wichtigkeit und Bedeutung der Mission überwältigend klar gemacht werden soll. Ein solcher Missionswerbefeldzug in größtem Stil, durch den wieder einmal eine Nervenauf-

peitschung für Mission durch ganz Amerika gehen soll, wird gerade gegenwärtig vorbereitet, und es ist kein Zweifel, daß wieder wie immer diese Riesensammlungen in den achtzig Großstädten Nordamerikas eine ungeheure Missionsbegeisterung auslösen und viele Kräfte und Mittel für die Mission flüssig machen.

Und dieser ins Grandiose gehenden Missionsveranstaltung in der Heimat steht eine ebenso grandiose auf einem Missionsfeld zur Seite. Der Leser erinnert sich wohl des Evangelisten Eddi, der vor zwei Jahren den bekannten John Rott auf seiner Reise durch Indien und China begleitet hat. Er hat damals in China geradezu staunenswerte Erfolge gehabt. In Riesenhallen sind in allen großen Städten Chinas die Massen, vor allem die Massen der Gebildeten, unter dem Einfluß des Wortes Gottes gestanden. Und nun hat er im Kriegswinter 1914/15 seinen großzügigen Evangelisationsfeldzug durch China wiederholt. Im Basler Missionsmagazin, Novembernummer, erzählt er ausführlich von seinen herrlichen Erfahrungen. Die Vorbereitungen zu einem ähnlichen Unternehmen in Indien sind vollendet und diesen Winter will er dazu benutzen, den Indiern in ähnlicher Weise das Evangelium nahe zu bringen. Das zeigt deutlich, wie wenig die amerikanische Mission auch in einem Land, das doch mit in den Krieg verwickelt ist, behindert ist.

Und ebenso wenig ist die englische Mission behindert. Wenn wir auch mit Recht lächeln über das stolze Wort von Englands Herrschaft über das Weltmeer, so müssen wir doch zugeben, daß die Engländer tatsächlich nicht vom Weltverkehr abgeschnitten sind und daß es ihnen nach wie vor möglich ist, Menschen und Geld und vor allem auch Post in die Welt zu senden. Damit ist bereits gezeigt, daß England nicht von seinen Missionsfeldern abgeschnitten ist. An Missionaren hat der Krieg ihnen keinerlei Verluste gebracht. In Ritscheners Millionen-Freiwilligen-

Heeren werden wohl kaum Missionare zu finden sein und auf den Missionsfeldern unter deutscher Herrschaft wurden, wenigstens in der ersten Kriegszeit, keine englischen Missionare gefangen gesetzt. Daß der Weltkrieg der Evangeliumsverkündigung überhaupt die Türe verschließen wird wegen des Aergernisses, das die christlichen Völker den Heiden in diesem Krieg gegeben, ist eine Befürchtung, die sich nur in ganz geringem Maße als zutreffend herausgestellt hat. Noch am Ende des ersten Kriegsjahres konnten die englischen Missionsgesellschaften sagen, daß ihre Einnahmen in der Kriegszeit nicht hinter denen im Frieden zurückstehen. So hat die englische Mission im wesentlichen so gut wie keine Störung durch den Krieg erfahren, ganz ähnlich wie die amerikanische. Und damit ist ein großes, ja weitaus das größte Stück der evangelischen Weltmission durch den Weltkrieg nicht erschüttert. Angesichts dieser Tatsache haben wir keine Veranlassung, in tiefer Niedergeschlagenheit über die zerschmetternde Wirkung des Weltkrieges auf die evangelische Mission zu klagen, wenn wir freilich gerade im Hinblick auf unsere deutsche evangelische Mission mit zuckenden Herzen sehen.

Ich brauche nur ein Wort zu nennen: Kamerun. Wer hätte nicht von dem Greuel der Verwüstung gehört, der die Mission in Kamerun betroffen hat. Die blühenden Arbeitsfelder der Basler Mission und der Mission der deutschen Baptisten sind zu Trümmerfeldern geworden, soweit die Feinde kameruner Boden betreten haben. Unse Gohnerische Missionsstation Gohnerhöhe ist mit einigen andern im Innern gelegenen Stationen noch verschont geblieben; wer weiß, wie lange. Und nun ist das große Leid der Bahmlegung auch über die deutsche Mission in Indien gekommen. Bereits Ende 1914 sind die Basler und Brecklumer sowie die Mehrzahl der Hermannsburg Missionare mit Weib und Kind sowie mit den Missions-schwestern von ihren Stationen weg-



geführt worden. Das Lager Ahmednagar nahm die Militärpflichtigen auf, während die andern und die Familien in verschiedene Zivillager verteilt wurden. Von unsrer Gohnerschen Mission waren erst anfang Juli einige jüngere Brüder gefangen abgeführt worden, aber am 25. Juli ist die Internierung über die gesamte Kolonialmission verhängt worden. Bald darauf mußten auch die Geschwister der Gangesmission ihre Stationen verlassen und mit den Missionären der Kolonialmission ins Gefangenenlager Dhuapur am Ganges wandern. Etwa gleichzeitig haben auch die Leipziger Missionare mit ihren Familien die Weisung von der englischen Regierung empfangen, daß sie sich für den Abtransport von ihren Stationen bereithalten sollten. Eine Rundfrage bei den Leitungen der sechs in Indien arbeitenden deutschen Missionen ergab die traurige Tatsache, daß von rund fünfhundert Geschwistern der deutschen Mission in Indien rund vierhundert Haus und Arbeit haben verlassen und in die Gefangenschaft ziehen müssen. Und noch eine neue Sorge ist aufgetaucht. Werden unsre Geschwister in Indien des Landes verwiesen und abgehoben? Die Biene hat die verschiedenen Nachrichten mitgeteilt. Es bleibt gar kein Zweifel, daß wir damit rechnen müssen, eines Tages werden unsre indischen Missionsgeschwister, mit Ausnahme der in den indischen Gefangenenlagern zurückgehaltenen Missionare über fünfundvierzig Jahren, in Deutschland eintreffen, arme, ihres Habes und Gutes beraubte Flüchtlinge. Was soll dann aus der Mission werden? Wenn wir Menschen wären, wie die andern, die keine Hoffnung haben, dann wären wir allerdings die traurigsten Menschen und müßten jammern und klagen: Wir sind verloren. Aber Gott sei Dank, wir sind Gottes Kinder und sind seine Knechte und was unsre deutschen Missionare draußen in Indien gearbeitet haben, das ist nicht Menschenwerk, sondern durch Gottes reichen Segen ist's Gottes Werk geworden.

Und Gott vernichtet nicht sein eigen Werk; freilich, Menschen, auch Missionare, können zugrunde gehen, aber die Mission geht nicht zugrunde. Und wenn wir bei der schweren Schädigung der deutschen Mission in Kamerun und Indien mit wehen Herzen stehen und mit Trauer in die Verwüstung sehen, so sind wir doch nicht verzagt oder gar hoffnungslos.

Dazu hat die deutsche Mission wirklich gar kein Recht. Gewiß auf manchen seiner Arbeitsfelder hat der Krieg wie ein Hagelwetter gehaust, aber sehen nicht andre Arbeitsfelder gerade infolge des Weltkrieges wie ein verheißungsvoll sprühendes Ackerfeld in Frühlingshoffnung gleich?

Ich denke zunächst an China. In China hat die amerikanische und englische Mission bisher einen ungeheuren Einfluß gehabt; neben ihr stand die deutsche Mission wie ein kleines, im Verborgnen blühendes Weichlein. Mehr und mehr hat das Reich der Mitte der stillen aber tüchtigen Arbeit der Deutschen Bewunderung entgegengebracht. Und nun hat der Weltkrieg gezeigt, daß China den Deutschen mehr als Bewunderung entgegenbringt; es bringt ihnen Liebe entgegen. Vielleicht hat sich mancher sehr darüber gewundert, aber an der Tatsache ist nicht zu zweifeln, daß China den Sieg Deutschlands wünscht und daß es mit Freuden eine Annäherung deutscher Arbeit an China wünscht. Soll's vielleicht dahin kommen, daß sich das Herz Chinas der deutschen Mission aufheit? Welch eine Fülle von Arbeit, von wichtiger und hoffnungsvoller Arbeit wächst da für die deutsche Mission heraus.

Und ähnlich ist es mit den Völkern des Islams. Es ist für viele Christen eine schwere Anfechtung gewesen, daß wir Deutsche mit den fanatischen Muhammedanern Schulter an Schulter kämpfen. Der heilige Krieg zugunsten des evangelischen Deutschland und des katholischen Oesterreich, das ist allerdings ein eigenartiges Ding. Aber ist nicht doch auch hierin der Ausgangs-

punkt einer gerade für die Mission sehr wichtigen Entwicklung zu sehen? Die christlichen Völker, Frankreich und England, haben wohl Muhammedanermission getrieben, aber sie war deutlich sichtbar mit Politik verknüpft und diese Politik strebte nichts anderes an, als die Austellung, die Vernichtung der Türkei. Da ist es kein Wunder, daß das Volk gegen solche Mission mißtrauisch wurde und sich ihrer Arbeit widersetzte. Deutschland war die erste christliche Nation, die der Türkei nicht allein freundlich, sondern auch ehrlieh zur Seite trat. Zum ersten Male hat die Türkei gespürt, daß es auch christliche Liebe ohne geheime Hintergedanken gibt. Sollte nicht gerade dadurch die so fest verschlossene Tür des Islams sich aufstun, aufstun gerade für die deutsche Mission? Es ist ganz gewiß doppelt gewagt, in der jetzigen Zeit Prophet sein zu wollen, aber ich glaube doch, daß gerade der deutschen Mission durch den Krieg besonders hoffnungsvolle Arbeiten und Aufgaben vor die Füße gelegt werden.

Aber wird denn die deutsche Mission nach dem Krieg auch imstande sein, besonders große und wichtige Aufgaben in Angriff zu nehmen? Ich halte auch das für einen Einfluß des Weltkrieges auf die Weltmission, daß er uns Deutschen die Augen öffnet für die Herrlichkeit unsres Gottes und für unsern Beruf, der Welt den Heiland zu bringen.

Es ist eine Tatsache, die sich nicht wegleugnen läßt, Gott hat heimgesucht sein Volk. Mancher, der seinem Gott entlaufen war, hat draußen im Donner der Schlacht oder in der Einsamkeit auf stiller Wacht, oder unter der Wucht der Leiden und der Wunden seinen Gott wieder gefunden. Und mancher in der Heimat, der nichts mehr vom alten Glauben wissen wollte, hat sich wieder auf den Weg gemacht, seinem Gott zu begegnen. Und wenn wir als Volk hinschauen auf das, was wir erlebt, ist's nicht, als ob wir die Wunderhand Gottes mit unsren Händen greifen können, des Gottes, der uns aus der Hand des vielfach überlegenen Feindes gerettet hat, der uns die Kraft zum Durchhalten geschenkt hat und der uns sicher zum vollen Sieg durchführt. Aber nicht bloß, daß wieder viele ihren Gott finden, viele finden einen gnädigen Gott, in Erkenntnis der Sünde die Erlösung und die Gnade Jesu Christi. Glaubenskraft schenkt uns Gott im Kriege. Und wenn durch den Krieg die Liebe zum Herrn wächst, wenn die Glaubenskraft in unserm Volke wächst, dann wächst auch der Missionsgeist, die Missionskraft. Und das ist's, was wir vor allem immer wieder unsern Gott bitten wollen, er möge durch den Weltkrieg die Freude und die Kraft zur Weltmission in uns stärken. Dann ist der Weltkrieg auch von reichem Segen für die Weltmission.

## Saß?

Von Gustav Gontermann.

Es ist während des gegenwärtigen Krieges je und dann das Thema des Hasses behandelt worden, ob er berechtigt sei oder nicht. Man ist auch über die Frage nach der Berechtigung hinausgegangen und hat den Haß gegen die Feinde als etwas Selbstverständliches und Gebotenes bezeichnet, als etwas, was zum Durchhalten und zur völligen Niederbringung der Feinde nötig sei. Nun muß ja zugegeben werden, daß wir Deutschen in und hinter der Front angefaßt der sich

immer deutlicher enthüllenden Vorgeschichte des Krieges und der Erfahrungen, welche wir während desselben machen müssen, sozusagen an uns halten müssen, daß uns nicht der bitterste Haß, besonders gegen England, übermannen. Die Erfahrung lehrt auch, daß Gemütsregungen, welche gerade nicht zu den Lichtseiten der menschlichen Natur gehören, einem Menschen das Vollbringen gewisser Leistungen erleichtern können. Wie Hochmut und Ehrgeiz eine starke Triebquelle zur Er-



und mein Säis (Pferdebnecht) sagte mir: „Da begraben die „Muselman“ Schmitt, die letzte Nacht plötzlich gestorben ist.“

Die allgemeine Stimme unter unseren Christen war, daß sie Gift bekommen habe. Auf der Polizei wurde sie als an der Cholera gestorben gemeldet — und damit war die Sache abgetan. Der Subinspektor der Thana war auch ein Muselman.

So endete dieses traurigste aller Leben. Möchte sie doch noch zuletzt einen Schächer ausgestoßen haben!

Die großen Gehälter, welche christlichen Ahas in Calcutta gezahlt wurden, oft 16—20 Rupies monatlich, veranlaßten eine ganze Anzahl unserer jüngeren Witwen, dort Dienste zu suchen, aber so viel wir erfahren konnten, hielten sie sich alle gut. Wenn daselbst, wie es alle Monate geschah, von einem unserer

Missionare Hindi-Gottesdienst gehalten wurde, kamen auch sie fast alle mit Freuden. Mit der Zeit wurden sie ganz wohlhabend und schickten viel Geld nach Hause. Aber auch unsere Ahas brachten bei großer Sparsamkeit etwas vor sich, obgleich in der Mission nur 5 Rupies Gehalt gezahlt wurde. Alle die oben genannten alten hatten zuletzt ihre eigenen, hübschen Häuschen mit etwas Gartenland daneben, und einige konnten auch noch ein oder zwei kleine Räume ihrer Häuser vermieten, wodurch sie fast ihren Lebensunterhalt bestreiten und so in ihrem Alter ruhig leben konnten.

Unsere alte Paulina hatte sich sogar einen kleinen Kramladen eingerichtet, in welchem sie Reis und Dal, Salz und Gewürze verkaufte und zum Leben genug hatte, wenn sie täglich auch nur 30—40 Pfennige verdiente.

## Nachrichten.

1. Vom Ende November 1916 schreibt Missionar Heinrich Lorbeer jun., er habe seit 1½ Wochen viel von schmerzhaften Geschwüren auf dem Kopfe zu leiden, so daß er vorläufig die beabsichtigte Distriktsreise nicht machen könne. Er hoffte, sie im Dezember auszuführen. Auf Regierungsbefehl sind auch die letzten 5 Waisennädchen in das Waisenhaus der Church Mission nach Benares gebracht. Die schweren Nahrungsmittelverhältnisse werden den Geschwistern etwas durch gute Nachbarn erleichtert, die sie ab und zu mit Gemüse und Fleisch beglücken.

2. Missionar Fr. Oßas in Saintes bei Bordeaux konnte noch nicht nach der Schweiz ausgewandert werden. Er ist recht elend infolge der schweren Strapazen auf Gohnershöhe und des Schwarzwasserfiebers. — Missionar Ch. Roszat in Alcalá in Spanien erholt sich allmählich. — Missionar H. Froese gedenkt nach einem Telegramm aus Sevilla im Februar nach Hause zu kommen.

3. Nach Indien verschleppt. Bei der Berliner Mission sind Briefe eingelaufen, aus denen hervorgeht, daß von den Gefangenen, die sich in den Lagern in Blantyre im Schirehochlande befanden, die Männer, 85 an der Zahl, im Oktober von ihren Familien getrennt und nach Indien abgeschleppt worden sind. Dabei wurden auch ordinierte Geistliche und andere, die nie unter den Waffen gestanden hatten, wie Kriegsgefangene

behandelt. Ende Oktober holte sie ein Dampfer in Beira ab, der über Dar-es-Salaam und Sansibar am 6. November in Bombala einlief. Hier sollten sie auf ein nach Indien gehendes Schiff übergeführt werden. Diese Maßnahme gehört zum empörendsten, was sich England gegen deutsche Missionare geleistet hat. Erst hat man ohne jeden ernsthaften Grund von etwa vierzig evangelischen und katholischen Missionsstationen im Ostafrika die friedlichen, wehrlosen Männer, Frauen und Kinder auf eine Entfernung weiter als von München bis Danzig ohne ausreichende Fürsorge verschleppt und an ungesunden Plätzen wochenlang verweilen lassen. Ihre Stationen hat man ausplündern lassen und so eines der schönsten Stücke deutscher Missionsarbeit gründlich verwüßt. In Blantyre aber befanden sich die Gefangenen wenigstens auf einem gesunden Platz. Jetzt aber trennt man plötzlich die Männer von den Frauen und Kindern, läßt letztere im Herzen Afrika allein und bringt die Männer, die fast alle einen langen Dienst im äquatorialen Afrika, darunter 2½ Kriegsjahre, hinter sich haben, in das ungesunde Ahmednagar in Indien, d. h. eben dahin, von wo man vom Jahr die deutschen Missionare weggeführt hatte, weil ihre Anwesenheit in Indien eine Gefahr für das Land sei. Diese neue Brutalität wird in deutschen Missionskreisen und gewiß auch in manchen neutralen, eine gerechte Empörung hervorrufen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Missionsdirektor Rausch, Berlin-Friedenau, Handwerkerstraße 19—20.  
Verlag der Buchhandlung der Gossnerschen Mission, Berlin-Friedenau. — Der Jahrgang kostet 1,25 M.  
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Fr. Billeßen), Berlin C 19, Wallstraße 17—18.

# Die Biene auf dem Missionsfelde.

Monatsblatt der Gossnerschen Missionsgesellschaft.

Nummer 3

Berlin-Friedenau, März 1917.

84. Jahrg.

## Kriegs-Mitleiden.

Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi. 2. Timoth. 2,3.

Nicht immer machen wir uns klar, daß das oft gebrauchte Wort „Mitleid“ doch eigentlich ein Mit-Leiden mit dem Andern bedeutet, nicht bloß ein Gefühl des Bedauerns über seinen Schmerz. Auch das griechische Wort, das wir als „Sympathie“ in unsern Sprachgebrauch übernommen haben, weist in jene Richtung. Das Wort jedoch, das wir dem Eingang dieser Nummer vorgelegt haben, drückt noch eine Verstärkung des Gedankens aus. Denn ganz genau nach dem Original bedeutet es: „Leide das Uebel mit.“ Was aber der Apostel Paulus damit seinem Timotheus sagen will, ist nicht nur an dieser Stelle ausgesprochen, sondern geht durch den ganzen zweiten Timotheusbrief hindurch als eine der wichtigsten End- und Schlussermahnungen des Zeugen Christi, der die Zeit seines Abscheidens vor sich sieht, der da weiß, daß er bald geopfert werden wird über seinem Dienst am Evangelium (2. Tim. 1, 8. 2, 3. 9. 4, 5—7).

In dem „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi“ haben wir also eine Art testamentarischer, letztwilliger Vermahnung zu sehen, die der sterbende apostolische Vater seinem geistlichen Sohn, Mitarbeiter und Nachfolger zu ernstester Beachtung hinterläßt. Nachfolger Pauli aber sollen wir doch in gewissem Sinne

alle sein, wie er es anderswo ausspricht: „Seid meine Nachfolger, gleichwie ich Christi“ (1. Kor. 11, 1).

Aus dem Heere all der unzähligen menschlichen Leiden schweben dem Apostel im Bilde die besonderen Leiden eines Soldaten vor, in deren Ähnlichkeit es auch für den Christen gilt als ein Kriegsmann Christi mitzuleiden.

Die Gattung „Kriegsleiden“ wird uns auch hinter der Front zur Zeit immer vertrauter. Aber recht am eigenen Leibe erfährt sie doch eben erst der eigentliche Krieger. Doch wissen auch wir anderen aus Wort und Bild und dem Anblick der Folgen genug davon, um sie uns vorstellen zu können. Jedenfalls bedeutet das Leiden des Soldaten im Kriege ein Einsetzen seiner ganzen Person zur Erreichung des Kriegszieles, und ob darüber Gesundheit und Leben, und alles was er sein eigen nennt, verloren ginge.

Ist schon der bis zum Tod kämpfende Einzelkrieger ein erhabenes Bild, wieviel mehr, wenn dieses Bild vieltausendmal vervielfältigt erscheint, wie in dem gegenwärtigen Riesenkriege! Und das Bild ist kein Bild, ach nein, sondern volles, wahres, wirkliches Sein und Leben!

Ja, welche gewaltige, mark- und beinerschütternde Sprache redet doch der

Kriegs-Schauplatz zu uns, — nicht zuletzt auch zu uns als Jüngern Jesu, als Freunden und Förderern seines Evangeliums in der Welt!

Sollen und müssen wir durch Mit-leiden und helfendes Mitstreiten mit unsern Vaterlandsverteidigern, zumal auf dem Gipfel des Kampfes, gemeinsame Sache machen, so soll uns auch Krieg und Sieg der Heilsbotschaft Gottes auf Erden nicht gleichgültig, nicht untätig lassen. Und nicht genug damit: nicht Soldaten überhaupt verlangt, wie unser Kaiser, so auch unser himmlischer Herr, sondern „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi“, so heißt es! Mit schlechten Soldaten kann kein Feldherr etwas anfangen. Entweder man ist ein guter Soldat, oder man ist überhaupt keiner. So auch: man werde ein guter Kriegsmann Christi, oder man lasse es überhaupt bleiben!

Die Erprobung aber, ob man ein guter Kriegsmann sei, zeigt sich eben im Leiden alles dessen, was der Krieg mit sich bringt.

Was erlitt nicht alles Paulus im Kampf ums Evangelium! Waren seine Leiden nicht in der Tat die eines Kriegers: Hunger, Blöße, Verfolgung, Verwundungen, Gefangenschaft, und, als Krone von allem, Tod durchs Schwert? So war er, was er gepredigt hat: ein guter Streiter Jesu Christi. Und nun darf er mit Fug und Recht auch dir und mir zurufen: „Leide dich mit als ein guter Streiter Jesu Christi.“

Das Vaterland ruft; aber auch die Mission ruft. Das Vaterland ist in Gefahr; aber auch die Mission ist gefährdet. Das Vaterland braucht dich; aber auch

des Herrn Werk will durch dich mitgefördert sein. Tue und entbehre was du kannst für des deutschen Reiches Daseinskampf; aber tue und entbehre erst recht auch etwas für das Reich, das nicht von dieser Welt ist. Denn wer am ersten nach dem Reiche Gottes trachtet und nach seiner Gerechtigkeit, dem wird, wie alles, auch das zufallen, was er braucht, seine Heimat und seinen Herd zu schützen im edlen heißen Kampfe. War Luther nicht ein Deutscher, war er nicht der beste Deutsche? Oder hat die Liebe zu Christo ihn irgendwie gehindert, seine Bürgerpflichten, seine Vaterlandspflichten zu erfüllen? Hat sie ihn nicht gerade auch dazu erst recht befähigt? Denn der bußfertige Sünder, der begnadete Christ, der geistesmächtige Reformator der Kirche wurde auch der Erneuerer deutschen Volkstums von Grund aus! Gott und dem Kaiser zu geben was jedem gebührt, lehrt uns der Heiland selbst, und so kann deutsches und christliches Kriegs-Mitleiden gar wohl miteinander vereinigt werden, wie denn solches viele wackeren Missionsfreunde auch heute an den Tag legen. Sie haben eine offene Hand für des Vaterlandes große Bedürfnisse und lassen auch die Mission nicht darben. Ja, weil sie als gute Streiter Christi zu leiden wissen, können sie auch mit Herz und Hand vollkräftig für unsere bedrängten Grenzen eintreten.

Auf die Schanzen also auch zur Wahrung und Mehrung des Evangeliums, des Teuersten und Größten, das wir haben! Notwendig und heilig ist der Streit. Und der Streit bedarf der Streiter. Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi!

### Georg Trummer gefallen.

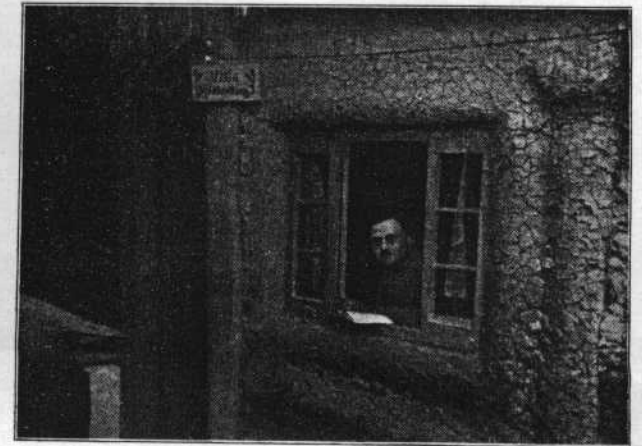
Von Missionsinspektor R. Försch.

Zum zweitenmal müssen wir eines lieben Bruders aus unserem Haus gedenken, der sein Leben für unseres teuren Vaterlandes Freiheit dahingegeben hat. Unser lieber Bruder Trummer ist nicht

mehr. Am 25. Januar traf die Trauerbotschaft im Missionshaus ein, Herr Dekan Bauer in Windsheim teilte uns mit, „daß Missionszögling Georg Trummer, Biegefeld-

wedel und Offiziersaspirant, an der Somme am 17. Januar als Führer einer Patrouille früh 7 Uhr gefallen und am 19. Januar nachmittags auf dem Soldatenfriedhof in Heudicourt im Grab Nr. 89 bestattet worden ist.“ Mehr haben wir über sein Ende noch nicht erfahren können, aber das wenige sagt uns mehr als genug: wir haben die Hoffnungen auf einen treuen, fleißigen, innerlichen Jüngling zu Grabe getragen. Seit Herbst 1912 war er einer der Unserigen. In Windsheim in Bayern

die kinderreiche Witwe nicht durchführen. Freilich, wenn er hätte Theologie studieren wollen, dann hätte die Mutter die schweren Opfer gebracht. Aber danach stand damals des Jünglings Sinn nicht. So trat denn Georg Trummer bei einem Kaufmann in Nürnberg in die Lehre. Und das war Gottes Weg. Wohl hatte der Religionsunterricht seines Pfarrers im Gymnasium und im Konfirmandenunterricht Eindruck auf den Knaben gemacht, aber er stand seinem Gott und Heiland fremd gegenüber. In Nürn-



stand seine Wiege. Des Lebens Ernst lag über seiner Jugend. Als siebentes Kind in einem Geschwisterkreis von acht Kindern verlor er im zarten Alter von vier Jahren seinen Vater. Die schlichte Postbotenwitwe mußte allein den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Sie hat es getan im Aufblick zu Gott, und in seiner Kraft hat sie ihre Kinder aufgezogen, und konnte es sogar ihrem Sohne Georg ermöglichen, in seiner Vaterstadt das Progymnasium zu besuchen und zu absolvieren. Am liebsten hätte der arbeitsfreudige Jüngling weiterstudiert, aber das konnte

berg aber im Christlichen Verein Junger Männer fand er seinen Heiland und lernte ihn lieben. Drei Jahre lang hatte er unter seinen Kameraden in Jesu Dienst gelebt und gearbeitet, wiederholt hat der Gedanke, als Missionar hinauszuziehen, ihn lebhaft beschäftigt, dann erst entschloß er sich nach ernstlicher Selbstprüfung, sich bei uns zu melden. Wir haben ihn gerne aufgenommen und haben den frischen Menschen liebgewonnen. Nicht nur, daß er im Haus mit Eifer bei der Sache war, er hat auch, besonders in der letzten Zeit vor dem Krieg, viel Kraft und Zeit dem